Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

[N]r. 42 Leipzig, den 17. Oktober **1895**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Notwendigkeit des Leidens — Abälard und Heloise — Von der achten Hauptversammlung des [E]vangelischen Bundes in Zwickau — Der Allgemeine deutsche Frauenverein in Frankfurt a. M. — Zu den Tages- [er]eignissen — Bücher und Schriften: Wie werden wir unsers Glaubens gewiß und froh; Das sechste Gebot und die christliche Ehe in [jes]uitisch-redemptoristischer Behandlung; Flugschriften des Evangelischen Bundes; Nach fünfundzwanzig Jahren; Der Nationalstaat und die Volks- [wi]rtschaftspolitik; Wirklich gute Volksbücher; Berichtigung — Quittung — Anzeigen

Die Notwendigkeit des Leidens

Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe 4

Wir aber, liebe Brüder, die von euch auf einige Zeit räumlich, [nic]ht innerlich getrennt sind, wir bemühen uns in heißem Verlangen [nu]r desto mehr, euch persönlich wiederzusehen. Wir hatten uns nämlich [be]stimmt vorgenommen, euch zu besuchen; ich Paulus sogar zweimal, [ab]er der Satan hat uns daran gehindert. Denn wer ist unsre Hoff[nu]ng, unsre Freude, unser Ehrenkranz vor dem Herrn Jesus bei seiner [W]iederkunft, wenn nicht auch ihr? Ja ihr seid unsre Ehre und unsre [Fr]eude. Darum entschlossen wir uns, wie wir es nicht länger mehr [au]shielten, allein in Athen zurückzubleiben, und sandten Timotheus, [un]sern Bruder und Gottes Diener am Evangelium Christi, damit er [eu]ch stärkte und ermahnte in Bezug auf euern Glauben, daß nämlich [nie]mand durch diese Drangsale irre gemacht würde. Wißt ihr doch selbst, [da]ß wir dazu bestimmt sind. Denn auch damals, als wir noch bei euch [wa]ren, sagten wir euch voraus, daß wir bedrängt werden würden, wie [es] nun auch eingetroffen ist und ihr wohl wißt. Und deshalb schickte [au]ch ich, wie ich es nicht länger mehr aushielt, um Nachricht über euern [Gl]auben, ob euch nicht etwa der Versucher versucht hätte und unsre [Ar]beit umsonst gewesen wäre. Jetzt aber, wo Timotheus von euch zu [un]s zurückgekehrt ist und uns die frohe Botschaft von euerm Glauben [un]d eurer Liebe gebracht hat und davon, daß ihr uns immer in gutem [An]denken habt und euch sehnt, uns zu sehen, wie wir euch — da sind [wi]r so, liebe Brüder, in all unsrer Not und Drangsal durch euern [Gl]auben getröstet worden. Denn jetzt leben wir erst recht, wenn ihr [im] Herrn fest gegründet seid. Ja wie sollen wir Gott für euch genug [da]nken ob all der Freude, die wir um euretwillen vor unserm Gott [hab]en, sodaß wir Tag und Nacht dringend zu ihm flehen, daß [wir] euch doch von Angesicht zu Angesicht wiedersehen und den Mängeln [eu]rs Glaubens noch abhelfen dürften? (1. Thess. 2, 17 — 3, 10.)

So viel sich auch der Apostel schon nach seinem ersten [Au]ftreten in Thessalonich von der Gemeinde versprechen konnte: [er] mußte trotzdem fürchten, daß die Drangsale, die über ihn [her]eingebrochen und den Thessalonichern hinterbracht worden [wa]ren, sie im Glauben irre gemacht hätten. Denn sie konnten [ja] nicht anders als sich daraufhin fragen: Ist ein solcher Glaube, [de]n an allen Enden widersprochen wird, wirklich der wahre Glaube? [Au]ch wenn sie sich dadurch nicht anfechten ließen, daß sie selbst von [ihr]en Landsleuten verfolgt wurden — das mußte ihnen doch [sch]ließlich auffallen, daß Paulus überall, wo er auch hinkam, [wie] früher in Philippi und Thessalonich, so jetzt in Beröa und [Att]hen auf Widerspruch stieß. Und so hatte sich der Apostel, nach[dem] er schon zweimal vergeblich versuchte zu seiner Gemeinde [zur]ückzukehren, endlich in Athen entschlossen, Timotheus zu [ihr] zurückzuschicken; so hielt er es auch in seinem Briefe noch [für] nötig, die Gemeinde zu warnen, daß sie sich nicht irre [mac]hen ließe durch diese seine Drangsale. Habe er ihr doch von [An]fang an vorausgesagt, daß ihm dergleichen bevorstünde, daß [er] dazu bestimmt sei. Aber was bedeutet das? Warum sind [wir] zu Drangsalen bestimmt?

Die heilige Schrift redet sehr häufig von Leiden, die uns [zur] Prüfung und Läuterung auferlegt werden, damit wir nicht [nur] unsre eigne Kraft, sondern auch unser Gottvertrauen erst [rech]t erkennen und immer mehr stärken; aber darauf ist hier mit keinem Wort hingedeutet. Auch an Strafleiden ist nicht zu denken, wie Gott sie uns schickt oder uns wenigstens treffen läßt, weil wir vielleicht, ohne es zu wissen, seiner heiligen Ordnung zuwidergehandelt haben, und damit er uns eben auf diese vielleicht unbewußte Sünde, als auf eine Sünde, vor der wir uns künftig hüten sollen, hinweise. So bleibt nur noch übrig, in den Drangsalen, zu denen sich Paulus bestimmt wußte, solche Leiden zu sehen, wie sie durch fremde Schuld oder äußere Verhältnisse uns treffen. Gewiß erklären sich auch die meisten Uebel, denen wir ausgesetzt sind, auf diese Weise; und doch hat selbst diese Erklärung ihre großen Schwierigkeiten. Denn warum treffen uns denn diese Leiden? Oder werden sie je mehr und mehr überwunden werden?

Paulus war dieser Zuversicht. Obgleich er auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen sicher wußte und den Thessalonichern mit Bestimmtheit voraussagte, er würde auch anderwärts angefeindet werden, so hat er doch nicht daran gedacht, daß das immer so fortgehen würde. Man liest zwar in seinen ersten Korintherbrief immer und immer wieder hinein, das Evangelium müsse für ewige Zeiten den Einen ein Aergernis, den Andern eine Thorheit bleiben. Aber die wahre Meinung des Apostels ist das ganz gewiß nicht gewesen. Das Christentum *erscheint* nur als Thorheit, weil die menschliche Weisheit zur Thorheit geworden ist; in Wahrheit aber ist es Weisheit und wird daher auch dereinst als solche anerkannt werden. Ein Evangelium, das nur für Einige bestimmt wäre, nur für ein kleines Häufchen, wie man wohl sagt, ein solches Evangelium wäre in Pauli Augen überhaupt keine frohe Botschaft gewesen, das wäre, bekennen wir es getrost, auch in unsern Augen ein jämmerliches Ding, das wir nur mit halber Freude und Zuversicht verkündigen könnten. Paulus glaubte, daß sich Gott Aller erbarmen würde; deshalb fand er den Mut, auch unter schweren Kämpfen das Evangelium zu predigen; ja er sah es im Geiste schon voraus, wie es in alle Welt hinausgeschallt und nicht leer zurückgekommen sei. Wir aber unterlassen nur zu leicht, weil wir doch nicht alle gewinnen zu können meinen, auch nur die zu gewinnen, die zugänglich wären — wie würden wir erst lässig werden, wenn sich solche Verfolgungen um des Wortes willen erhöben, wie damals wider Paulus?

Aber die Thessalonicher hatten sich auch dadurch nicht irre machen lassen; sie waren dem Apostel treu geblieben, sodaß Timotheus mit den allerbesten Nachrichten zu ihm zurückkehren konnte. Mit welcher Freude Paulus ihn aufgenommen, das können wir ja noch aus dem Tone seines Briefes herausfühlen. Er kann sich gar nicht genug darin thun, Gott zu danken ob all der Freude, die er vor ihm hat — und doch sehnt er sich gerade jetzt erst recht nach seinen Thessalonichern und bittet Gott dringend Tag und Nacht, sie wiedersehen zu dürfen. Das könnte uns auffallen, und doch ist es gerade die Art der wahren Liebe, sich nicht nur um andre zu sorgen, sondern sich dann auch,

wenn diese Sorge gehoben, mit ihnen und an ihnen freuen zu wollen — und solche Liebe hatte Paulus zu seiner Gemeinde.

C Clemen

Abälard und Heloise

1

Ein gewisser romantischer Schimmer haftet an den Namen Abälard und Heloise. Wer nicht von Berufs wegen mit diesem merkwürdigen Paar Bekanntschaft gemacht hat, der kennt es wohl nur um des Romans willen, der an ihren Namen sich knüpft. In ihrem Heimatlande Frankreich werden die beiden noch heute als Typen und Märtyrer einer leidenschaftlichen, unglücklichen Liebe verehrt, wie bei uns etwa Werther und Lotte. Dies war nicht immer so: ihre eigne Zeit und die darauf folgenden Jahrhunderte des Mittelalters — Zeiten, in denen die einzelne Person mit ihrem Innenleben, mit ihren privaten Beziehungen, mit ihrer Lust und ihrem Schmerz zurücktrat und wenig beachtet blieb neben ihrer öffentlichen Wirkung und Stellung — haben in Abälard und Heloise vor allem die Heroen des Geistes gepriesen; die Schärfe und Schlagfertigkeit des Verstandes, den Reichtum des Wissens und der Gelehrsamkeit an ihnen bewundert. Was das Letztere betrifft, so war Heloise — als Frau — geradezu ein Wunder ihrer Zeit; zwar ist der Wissensdurst ihr zum tragischen Verhängnis geworden; aber selbst Männer wie Petrus, der ehrwürdige Abt von Clugny, ja gar ein heiliger Bernhard, haben mit der anerkennenden Bewunderung ihres Geistes und ihres Wissens und auch — das schicken wir hier voraus — ihrer Frömmigkeit nicht zurückgehalten.

Als dann nach langer Zeit der Vergessenheit das Andenken der beiden im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wieder auflebte, besonders in Frankreich, geschah es in durchaus romantisch-sentimentalem Sinn. Wenn bei der damaligen mangelhaften historischen Kenntnis die meisten Gestalten des Mittelalters nur den Eindruck von Larven machen konnten, ohne rechtes Fleisch und Blut, modernem Denken und Fühlen fremd, so entdeckte man hier mit Wonne eine fühlende Brust. Mit romantischem Entzücken gewahrte man, wie ein Geist, anscheinend gänzlich von der Welt abgewandt und ganz versunken in die tiefsten philosophischen und religiösen Probleme, durch eine nur allzumenschliche Schwäche völlig aus einer vorgezeichneten Bahn herausgerissen und auf verhängnis- und leidensvolle Abwege getrieben wurde, und wie das unbefriedigte Herz einer hochbegabten, geistvollen Frau noch unter dem Nonnengewande, das alles Vergangne verdecken sollte, in glühender Leidenschaft schlug. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts veröffentlichte ein Comte de Bussy eine französische Bearbeitung der Briefe Abälards und Heloisens, speziell der Briefe erotischen Inhalts, und fand ungezählte Nachahmer. Ein englischer Dichter, Pope, stellte die Geschichte der Liebenden in einem poetischen Briefe dar, den er aus der Bearbeitung de Bussys auszog; ihn kopirte dann wieder ein französischer Dichter namens Colardeau; auf das Original ging man gar nicht mehr zurück; statt dessen benützte eben der Folgende seinen nächsten Vorgänger, wie das so zu gehen pflegt. Einen deutschen Ausläufer dieses Litteraturzweiges besitzen wir in einem der formvollendetsten, klangreichsten Gedichte Bürgers unter der Ueberschrift: „Heloise,“ und wenigstens der Name Heloise lebte für viele fort in dem ebenso berühmten, wie heutzutage wenig gelesenen Werke Rousseaus: La Nouvelle Héloise. Nachdem das Bild des unsterblichen Paares durch solche phantasiereiche Bearbeitungen in Prosa und Poesie zum Teil gründlich verzeichnet war, machte sich um die Mitte unsers Jahrhunderts die Wissenschaft an die historische Renovation desselben. Die erste vollständige und seitdem beste Ausgabe der Werke Abälards lieferte Viktor Cousin (1849 ff.). Nachdem schon im Jahre 1718 ein Engländer namens Rawlinson die Briefe von Abälard und Heloise, die immer die Hauptquelle für die Darstellung ihrer Geschichte bleiben werden, im Original herausgegeben hatte, veranstaltete Moritz Carrière mit deutscher Gründlichkeit, Octave Gréard mit französischer Eleganz deren Uebersetzung. Die erschöpfendste wissenschaftliche Darstellung des Lebens und der Lehre Abälards verdanken wir dem Gelehrten Ch. de Rémusat. An einem Werk, das auf streng wissenschaftlicher Forschung ruhend in allgemein verständlicher Darstellung und anziehender Form den Menschen und den Gelehrten einem weiteren, auch nichtfachmännischen Publikum vorgeführt hätte, hat es eigentlich bis jetzt gefehlt, und so dürfte das neue Buch von Adolf Hausrath, Professor der Theologie in Heidelberg, für das ich die Leser dieses Blattes durch die folgenden Zeilen interessiren möchte, manchem Liebhaber der Kirchengeschichte eine willkommne Gabe sein.*)

„Mehr das menschliche als das philosophische und theologische Interesse an Abälard“ möchte das Buch Hausraths erneuern. Und so schildert uns der Verfasser in der ihm eignen anziehenden Art, die namentlich in der künstlerischen Anlage des Ganzen, in der geschickten Verteilung des Stoffs und in einer edeln abgeklärten Sprache sich bewährt, ein Stück Leben aus dem Mittelalter, das auch der moderne Leser von Anfang bis zu Ende mit gespanntem Interesse verfolgen wird, und zu dessen anschaulicher Darstellung die Bedingungen so günstig liegen, wie man es nur wünschen kann, sofern nicht nur eine, wenn auch fragmentarische Lebensbeschreibung, Briefe und zahlreiche wissenschaftliche Werke von Abälard selbst, sondern auch vielfache Zeugnisse und Urteile von Freund und Feind über ihn dem Biographen den Stoff in reicher Fülle liefern.

2

Wie seine Standesgenossen auf Abenteuer und ritterliche Waffenthaten auszogen, so verließ der jugendliche Petrus Palatinus**) seinen Heimatsort Palais in der Bretagne, wo er im Jahre 1079 als der älteste Sohn des Ritters Berengar geboren war, um die Turnierplätze der Wissenschaft aufzusuchen, nachdem er die Jüngerschaft des Mars verlassend ganz in den Dienst Minervas sich gestellt hatte. Auf seinen Wanderzügen sucht er die Orte auf, die als Sitze der Dialektik und Disputirkunst berühmt waren. Roscellinus, der die Methode des philosophischen Nominalismus zuerst auf theologische Probleme angewandt hat und darüber zum Ketzer geworden ist, der berühmte Wilhelm von Champeaux und später Anselm von Laon waren der Reihe nach seine Lehrer. Aber weder die Philosophen noch die Theologen mochten den jungen Rechthaber befriedigen, dessen geringste Tugend die Bescheidenheit war. Bald hatte er es mit Lehrern und Mitschülern verdorben, da er sich herausnahm, sie im Disputirkampf bisweilen auf den Sand zu setzen. Er konnte kaum selbst schon viel gelernt haben, als er sich bereits erkühnte, eine eigne Schule zu gründen, und in der That strömten ihm die Schüler gleich bei seinem ersten Auftreten von allen Seiten zu. Aber jahrelang mußte er mit den alteingesessenen Lehrern noch um seine Selbständigkeit ringen; die übermäßigen Anstrengungen machten ihn krank und zwangen ihn zu mehrjähriger Zurückgezogenheit in der Heimat. Als er dann zurückkehrte, um seine Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen, begannen zunächst die alten Reibereien wieder. Endlich, etwa ums Jahr 1118, treffen wir ihn im unbestrittenen Besitz eines Lehrstuhls zu Paris. Damals stand Abälard auf seinem Höhepunkt, in körperlicher wie in geistiger Hinsicht. Mit einem Stolz, der uns fast befremdet, sagt er in seiner Lebensbeschreibung:

Mein Name war damals hoch gefeiert und ich stand in der Blüte männlicher Jugendschöne, sodaß ich keine Zurückweisung fürchten zu

---

*) Adolf Hausrath: Peter Abaelard, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1893. — Victor Cousin: Petri Abaelardi opera, Paris, 1849. — M. Carrière: Abälard und Heloise. Ihre Briefe und die Leidensgeschichte übersetzt und eingeleitet durch eine Darstellung von Abälards Philosophie und seinen Kampf mit der Kirche. Gießen, 1844, 1853 (im Buchhandel vergriffen). — O. Gréard: Lettres complètes d'Abélard et d'Héloise. Paris, Garnier. — Ch. de Rémusat: Abélard, sa vie, sa philosophie et sa théologie. Paris, 1840, 2 Bde. Zu dieser Litteratur fügen wir hinzu die in Nr. 3 dieses Jahrgangs warm empfohlene Schrift des inzwischen verstorbnen Verfassers obigen Artikels.

**) Dies ist der offizielle Name Abälards; Abaelardus, Abaielardus, Abailardus ist ein Spitzname, dessen Bedeutung unsicher ist. Der heilige Bernhard bringt ihn in Zusammenhang mit abeille = Biene; andre leiten ihn ab von einem provençalischen Wort bailar, abailler = erziehen, lehren.

üssen glaubte, wenn ich eine Frau meiner Liebe würdigte, mochte sie in, wer sie wollte.

Aber Heloise selbst bestätigt dieses selbstbewußte Zeugnis, dem sie auf ihr vergangnes Glück einen wehmütigen Rückblick irft:

Wo ist der König oder der Weise, der Dir an Ruhm gleichkäme? n welchem Land, in welcher Stadt, in welchem Dorf war man nicht rauf erpicht, Dich zu sehen? Wer beeilte sich nicht, Dich zu erblicken, enn Du in der Oeffentlichkeit erschienst, und zogst Du Dich zurück: folgte an Dir da nicht nach mit gerecktem Hals und unverwandtem Blick? ehnte sich nicht jede Frau, jedes Mädchen nach dem Abwesenden? lühten sie nicht alle für Dich, wenn du zugegen warst? . . . . Ein wiefaches war es vor allem, das Dir die Herzen aller Frauen unfehl- r gewann: die Gabe der Dichtung und des Gesanges. Bei ihr er- ltest Du Dich wie bei einem Spiel von den Anstrengungen Deiner istigen Arbeit, und eine ganze Anzahl von Gedichten und Liebesweisen d von Dir noch vorhanden, die um ihres schönen Wortlauts und um rer lieblichen Melodie willen oft und viel gesungen Deinen Namen aller Munde lebendig erhielten. Die große Mehrzahl dieser Gedichte ierte unsre Liebe, und so klang mein Name in kurzem weit hinaus in e Lande und weckte in mancher Frau die Eifersucht. Denn welche abe des Körpers und des Geistes zierte nicht Deine Jugend?

Abaelard selbst, indem er sich anschickt, jene Episode seines ebens zu schildern, die ihn mit Heloise verband, leitet seinen ericht mit der ernsten Betrachtung ein:

Das Glück hat von jeher die Thoren aufgebläht; die Sicherheit eser Welt schwächt die Kräfte der Seele, und der Geist erliegt dann r allzuleicht den Lockungen des Fleisches. So ging es auch mir: on hielt ich mich für den einzigen Philosophen in der Welt, der von ner Seite mehr einen Angriff zu fürchten brauchte, und ich, der bis zt die strengste Enthaltsamkeit geübt hatte, begann nun meinen idenschaften die Zügel schießen zu lassen.

Damals, als Abälard Heloise kennen lernte, stand sie im htzehnten Lebensjahre, er selbst war nahe der Vierzig. Ueber re Herkunft ist nichts Näheres bekannt; sie soll die Nichte nes Kanonikus Fulbert gewesen sein, in dessen Hause sie bte. Was der Gelehrte an dem Mädchen besonders anziehend nd, das war ihr lebhaftes Interesse für die Wissenschaften d ihre litterarische Bildung, weniger ihre Schönheit, die enigstens nicht gerade hervorragend gewesen sein soll. Mit llem Bedacht suchte Abälard mit ihr eines jener keineswegs atonischen Verhältnisse einzugehen, wie es viele der höchsten d salbungsvollsten kirchlichen Würdenträger damals hinter sich tten und wie es unter dem damaligen Klerus nur allzu bräuchlich war — die Reaktion wider die Unnatur des Ver- ts der Priesterehe, das Gregor VII. nicht lange vorher ein- führt hatte. Mit Recht bemerkt Hausrath, daß es Unrecht äre, wenn man dieses Verhältnis mit dem Maßstab unsrer utigen Sitte messen wollte; daß ihre eigne Zeit anders ge- teilt habe, als wir urteilen müßten, gehe daraus hervor, daß eloise trotz ihrer Vergangenheit im Kloster von Argenteuil ciorin, später sogar Aebtissin des Oratoriums „zum Para- ten" geworden sei, daß der Abt von Clugny sie als solche it „Eure Heiligkeit" angeredet und selbst hohe Kirchenfürsten r ihre Jugendirrtümer nachgesehen haben, zumal auch Abälard r Zeit seiner Verirrung noch nicht die höhern Weihen er- lten hatte und die Ehe später nachgeholt wurde. Die pein- hen Folgen des Verhältnisses blieben nämlich nicht lange s, und um Heloise nicht der Schande preiszugeben, entführte Abälard in seine Heimat; dort in der Verborgenheit, in r Obhut seiner Schwester Dionysia schenkte sie einem Kinde s Leben, die Eltern nannten es Astralabius. Die Verwandten eloisens waren untröstlich und schnaubten Rache. Indes ließ r Oheim sich beruhigen, als Abälard versprach, daß er durch ne legitime Eheschließung die Ehre Heloisens wiederherstellen olle. Freilich machte er die egoistische Bedingung, daß die he geheim gehalten werden sollte, denn nur so konnte er rauf rechnen, in seiner Laufbahn nicht gehemmt zu werden. icht bloß Priester, auch Gelehrte mußten nach damaliger An- auung auf die Ehe verzichten, wenn sie zu höhern Würden fsteigen wollten. Aber Heloise wollte selbst darauf nicht ein- hen, sie sah schon in der geheimen Ehe eine zu enge Fessel c Abälard; in leidenschaftlichen Ergüssen und kühnen, für sre Begriffe überkühnen Worten sträubt sie sich gegen den orschlag; nimmermehr „könnte sie es vor der Welt verant- orten, wenn sie ihr eine solche Leuchte entzöge!" Sie that

es in hohem Idealismus und in edler Selbstverleugnung, und man darf für ihr Verhalten doch wohl ein edleres Motiv annehmen, als der alte Schröckh in seiner fünfundvierzigbändigen Kirchengeschichte thut, dessen Meinung dahin lautet, daß ihr im Grunde verstohlene Liebe besser gefallen habe. Es kam dennoch zum Abschluß der Ehe; aber der Friede war dadurch nur scheinbar hergestellt. Die Gatten lebten getrennt, aber Fulbert hielt das Versprechen der Geheimhaltung nicht, und da Heloise, von den Leuten zur Rede gestellt, leugnete, daß sie Abälards Gattin sei, sah sie sich den Mißhandlungen des Oheims ausgesetzt. So entführte sie denn Abälard zum zweitenmal aus dem Hause Fulberts, und zwar flüchtete er sie diesmal zu den Klosterschwestern in Argenteuil, wo Heloise als Kind erzogen worden war. Fulbert aber glaubte nicht anders, als daß Abälard sich Heloisens entledigen wolle, indem er sie ins Kloster sperrte, und nahm nun jene ebenso grausame als wohlberechnete Rache an ihm, die ihn durch meuchlerischen Ueberfall im Dunkel der Nacht zum Eunuchen machte. Wohlberechnet war diese Rache, denn der Zustand, in den Abälard dadurch versetzt wurde, schloß ihn nach den kanonischen Gesetzen von der Bekleidung höherer Kirchenämter aus. So war also doch seinem Ehrgeiz die tiefste Wunde geschlagen. Abälard übersah sofort mit klarem Blick die weittragenden Folgen seines Unglücks, und so trieb ihn „weniger ein aufrichtiges religiöses Bedürfnis — wie er offen gesteht — als die Verlegenheit und die Scham in den bergenden Schutz der Klostermauern." Er nahm das geistliche Gewand in der Abtei von St. Denis, nachdem Heloise auf sein Verlangen in Argenteuil die ewig bindenden Gelübde gethan hatte — wider ihren Willen und wider ihre Natur. Seitdem war Abälard ein Adler mit gebrochnem Flügel und hatte — abgesehen von einigen vorübergehenden, allerdings glänzenden Lehrerfolgen und Triumphen — weder Glück noch Stern; ein rast- und ruheloses Wanderleben, unaufhörliche Streitigkeiten und Verfolgungen waren fortan sein Los, sodaß er selbst den Fluch Kains auf sich lasten fühlt und seinen Zustand mit dem Wort des Apostels zeichnet: „Draußen Streit, drinnen Furcht." Zwar setzte er im Kloster St. Denis seine Lehrthätigkeit fort; aber seine Feinde brachten es dahin, daß er im Jahre 1121 vor einer Kirchenversammlung zu Soissons sich wegen der ihm zur Last gelegten Ketzereien verantworten und sein berühmtes Buch „über die Dreieinigkeit" eigenhändig ins Feuer werfen mußte. Zwar das Urteil lebenslänglicher Klosterhaft, das über ihn gesprochen war, wurde nicht an ihm vollzogen, und er durfte frei in sein Kloster zurückkehren; aber das Verhältnis zu den verwilderten Mönchen von St. Denis wurde mit der Zeit so unleidlich, daß er es vorzog, zu entfliehen. Nach langen Verhandlungen wurde ihm freigestellt, sich in der Waldeinsamkeit in der Gegend von Troyes niederzulassen. Und nun schienen bessere Zeiten für ihn anzubrechen. Sein hochberühmter Name übte die alte Anziehungskraft aus, und von allen Seiten strömten die Schüler in Scharen herbei. In der Waldeinsamkeit erstand unter ihren Händen eine Art Mönchskolonie, in ihrer Mitte erhob sich eine Kapelle, die Abälard der heiligen Trinität weihte, und der er den tröstlichen Namen „Paraklet" beilegte. Hier führten Lehrer und Schüler mehrere Jahre hindurch ein idyllisches, heiteres, der Wissenschaft geweihtes Leben. Dann aber sah sich Abälard genötigt, auch dieses Asyl wieder zu räumen, wahrscheinlich infolge von neuen Intriguen seiner unermüdlichen Gegner, doch erfährt man den Grund nicht deutlich. Und nun verfiel er auf den unglücklichen Gedanken, sich zum Abt des Klosters St. Gildas von Ruys wählen zu lassen, in einer wilden, öden Gegend der Bretagne gelegen, weit ins Meer hinausgebaut, allen Stürmen des Atlantischen Ozeans preisgegeben. Eine gänzlich undisziplinirte, sittlich tiefverkommne Bande von Mönchen empfing ihn dort. Sie hatten geglaubt, in dem einstigen Geliebten der berühmten Heloise einen Mann nach ihrem Herzen gefunden zu haben; weil er den Dogmen der Kirche gegenüber seine freie Vernunft gebraucht hatte, meinten sie, werde er auch sonst freien Grundsätzen huldigen. Das war der Fluch, der Abälard verfolgte: seine Vergangenheit hing wie ein Bleigewicht an ihm. Längst war ein strenger, ja düsterer Asket aus ihm geworden, der

sein Leben peinlich nach der Regel führte; aber er hatte keinen Dank davon; man konnte ihm nicht das Geringste vorwerfen, aber seine Gegner sagten von ihm: „außen Johannes, innen Herodes.“ So war denn die Enttäuschung in St. Gildas auf beiden Seiten die denkbar größte. Dort hat Abälard seine bittersten Tage verlebt; bald kam es soweit, daß er seines Lebens in dieser Gesellschaft nicht mehr sicher war. Seufzend gedenkt er jener schweren Zeit:

> Dort, wo des Ozeans donnernde Wogen am Ufer sich brachen, am Ende der Erde, darüber hinaus es keine Flucht mehr gab, da hab ich, ach, wie oft jenes Gebet wiederholt: Von den Enden der Erde habe ich zu dir geschrieen, da meine Seele in Aengsten war.

Doch ein Trost und Lichtblick war in jener Zeit die Wiederaufnahme des Verkehrs mit Heloise, der seit etwa zehn Jahren ganz unterbrochen gewesen zu sein scheint. Damals, es mochte ums Jahr 1129 sein, war Heloise mit ihren Klosterschwestern aus Argentueil vertrieben worden, weil der Abt von St. Denis alte Ansprüche auf die Abtei geltend machte. Heimatlos irrten die Nonnen umher. Da gedachte Abälard des verlassenen, unbenützten „Paraklet,“ und überwies dieses Asyl an Heloise, erlangte auch vom Papste eine Bulle, worin sie als Aebtissin des Klosters „zum Paraklet“ bestätigt wurde. Zur Installirung der Nonnen war die Anwesenheit Abälards notwendig, und er hat sie in der Folge des öftern besucht; wenn es ihm in St. Gildas zu unerträglich wurde, flüchtete er sich „zu den Schwestern wie in einen stillen Hafen, um dort ein wenig Atem zu schöpfen.“ Doch blieb sein Verkehr mit Heloise und den Schwestern im ganzen auf das Amtliche, Notwendige beschränkt; eine nähere persönliche Berührung zwischen beiden kam damals nicht zustande; dies geht aus den spätern Briefen deutlich hervor.

3

Hier, mit der wiederholten Klage, daß noch bis zur Stunde das Damoklesschwert der Gefahren und Verfolgungen über ihm schwebe, bricht die Selbstbiographie Abälards ab, der ich das Vorstehende nacherzählt habe, und die auch der Darstellung Hausraths als Hauptquelle zu Grunde liegt. Sie ist eine der merkwürdigsten Urkunden, die uns aus dem Mittelalter erhalten sind, eines der interessantesten Erzeugnisse der Konfessionen- und Memoirenlitteratur aller Zeiten, in mehr als einer Hinsicht mit Augustins Konfessionen vergleichbar. Der Form nach geschrieben als Brief an einen trostbedürftigen Freund ist dieser Lebensabriß, den Abälard selbst seine „Leidensgeschichte“ nennt, doch für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen und hat aller Wahrscheinlichkeit den Zweck einer Selbstverteidigung gehabt. Außerdem wurde dieser Brief, der auch den Weg zu Heloise fand, die Veranlassung zu der Korrespondenz zwischen den einstigen Gatten, zu jenen glühenden, leidenschaftlichen Ergüssen und Bekenntnissen Heloisens, die trotz aller Strenge gegen sich selbst, trotz aller Askese und äußerer Tugendhaftigkeit und trotz der hohen Verehrung, die sie von allen Seiten genoß, das unglückselige unbefriedigte Weib geblieben war, im Zwiespalt mit ihrem Geschick und mit Gott, von dem sie keinen Lohn für ihre Tugend erwartete, weil ihr Herz nicht dabei war, — und zu jenen eiskalten, manchmal empörend pedantischen und schulmeisterlichen Antworten Abälards, der ein lebensmüder, vielgehetzter Mann, sich nur ungern erinnert hat an den Irrtum seiner Jugend, den er, ach! so schwer gebüßt hatte sein ganzes Leben lang, und mit dem er innerlich ganz und gar fertig war. Mit salbungsvollen Ermahnungen und beichtväterlichen Reden sucht er die eigne Pein zu betäuben, die ihn quälen mußte, als er gewahrte, daß die lange Reihe von Jahren nicht vermocht hatte, die Flamme im Herzen Heloisens zu ersticken. Er war es, der sie einst angefacht hatte, und gewiß brannte ihm das Gefühl der Verantwortlichkeit für diese friedlose Seele aufs Gewissen.

Ums Jahr 1134 ungefähr entfloh Abälard aus dem Räuberneſt St. Gildas; über die nächstfolgenden Jahre seines Lebens haben wir keine Nachrichten. Hausrath vermutet mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß er sie in stiller Zurückgezogenheit und mit litterarischen Arbeiten beschäftigt in seiner Heimat verbracht habe. Aus jener Zeit stammt wahrscheinlich auch die w i s s e n s c h a f t l i c h e Korrespondenz mit Heloise. Im Jahre 1136

finden wir ihn dann plötzlich wieder als Lehrer zu Paris, au dem Berge der heiligen Genoveva, wo er schon früher gewirk hatte. Die drei letzten Kapitel in Hausraths Buch sind diese erneuten öffentlichen Wirksamkeit und der Schilderung de Lebensabends gewidmet, der nun vollends rasch über Abälar hereinbrach. Der große Entscheidungskampf mit Bernhar von Clairvaux, dem Abälard zum Opfer fiel, bildet den Mittel punkt dieser interessanten Abschnitte. Es waren vielleicht nich so sehr einzelne Irrlehren und Ketzereien — diesen hätte ma bei einigem guten Willen auch eine harmlose Deutung gebe können — als vielmehr die ganze dialektische Richtung un Methode Abälards, die den Kampf heraufbeschworen. Sie wa schon auf dem Tage von Soissons getroffen worden, wo Abälar sein Buch verbrennen mußte; ihr wurde jetzt der Krieg erklär von der soeben in der Kirche neu aufkommenden Richtung de kontemplativen Mystik. Sie war verkörpert in dem geistes mächtigen Bernhard von Clairvaux, der schon zu seinen Leb zeiten als Heiliger verehrt wurde und im Rufe eines Wunder thäters stand. Bernhard war kein Freund der autonome Wissenschaft. Er rühmte sich, unter den Bäumen des Waldes nicht aus Büchern, gelernt zu haben, was er an religiöser Er kenntnis besitze. „Gott wird erkannt, soweit er geliebt wird“ — das war sein Grundsatz. Nicht durch Vermittlung des Ver standes gelangen wir zu Glaubenseinsicht und Gotteserkenntnis sondern unmittelbar erfassen wir die Gottheit und erfahren si in der Liebe. Strenge Askese und Heiligung führen in di Nähe Gottes, nicht Nachdenken und logische Schlüsse. Die höchst Blüte der Heiligung aber ist die Ekstase, jener heilige Zustand den die Auserwählten in geweihten Momenten erleben, und i dem die Seele des unmittelbaren Anschauens und Genießen der Gottheit teilhaftig wird, das den verstandesmäßigen Ver suchen, sie zu ergründen und zu ergreifen, ewig fremd bleibt Bei solcher Denkweise war es ihm ein Greuel, daß der mensch liche Verstand sich erkühnte, kritisirend und rationalisirend a die göttlichen Geheimnisse heranzutreten; er sah darin nicht andres als geistigen Hochmut, der nach seiner Auffassung di Ur- und Kardinalsünde der Menschheit war und schon das erst Menschenpaar zu Fall gebracht hatte. Dem Mystiker mußt eine Persönlichkeit wie Abälard, dessen Fundamentalsatz lautete daß man nichts glauben könne, was man nicht zuvor eingesehe habe, von Grund aus unsympathisch sein. So platzten denn die Geister auf einander, nachdem der Angriff von seiten Bernhards lang und umsichtig vorbereitet war. Denn der heilige Mann blieb nicht ganz bei der Wahrheit, wenn er sich anstellte als wären ihm die Schriften Abälards bisher unbekannt geblieben.

Mit Hilfe seines ergebnen Anhängers, des Abtes Wilhelm von Thierry, stellte er eine Reihe von Anklagesätzen gegen Abälard und forderte ihn zweimal persönlich auf, die Ketzereien aus seinen Schriften zu tilgen, bis dieser endlich ungeduldig selbst vom Erzbischof von Sens einen Kirchentag verlangte, auf dem er sich persönlich verteidigen wolle. Und so stand er zwanzig Jahre nach dem Tag von Soissons wiederum vor seinen Richtern, die in glänzender Versammlung — der König selbst war zugegen — sich eingefunden hatten. Und wie damals, war sein Urteil auch jetzt wieder so gut wie gesprochen, ehe es zur eigentlichen Verhandlung kam, und zwar wie es scheint, nicht in würdiger Beratung, sondern beim Glas Wein; so wenigstens berichtet in drastischer Weise Abälards streitbarer Freund Berengar. War es nun die Erkenntnis dieses Sachverhalts, oder war es am Ende ein momentanes Versagen seiner gewohnten und gefürchteten Schlagfertigkeit: kurz, Abälard verzichtete auf seine Verteidigung und brach die Verhandlungen ab, indem er nach altem Recht Appellation an den Papst einlegte. Er rüstete sich, seine Sache selbst vor der römischen Kurie zu führen. Allein noch war er mit den Vorbereitungen zur Reise nicht zu Ende, als in Rom dank den eifrigen Umtrieben Bernhards sein Urteil schon gesprochen war: es lautete auf Verbrennung seiner Schriften und lebenslängliche Haft und ernannte Bernhard zum Vollstrecker. Schon war Abälard auf der Fahrt nach Rom begriffen; sein Weg führte ihn über Clugny, dort pochte er eines Abends matt und krank an die Klosterpforte. Freundlich nahm Petrus, der Ehrwürdige, ihn auf und

ihn ein zu längerm Verweilen. Er war es auch, der den
densschluß mit Bernhard und mit der Kirche vermittelte.
Urteil blieb unvollstreckt; die öffentliche Meinung war ein-
ig dagegen, daß ein und derselbe Mann Kläger, Richter
Urteilsvollstrecker sein sollte. Noch ein Jahr unangefochtner
e war dem müden Streiter im Frieden des Klosters ver-
nt, und wir haben in einem Briefe des Abts Petrus an
oise einen anschaulichen Bericht über die letzte Lebenszeit
lards: wie er allen vorangeleuchtet habe als ein Muster
Mönchstugenden, und wie er gänzlich versöhnt und in
em Frieden mit der Kirche gestorben sei. Er war ein ge-
hner Mann, als er über die Schwelle des Klosters von
gny trat. Abälard war keine Heldennatur wie sein tapfrer
üler Arnold von Brescia, der Wort und That mit dem
rtyrertod bezahlte; und obwohl er sein Leben lang gestritten
gekämpft hatte, starb er den Strohtod im Klosterfrieden
St. Marcel in der Nähe von Chalons-sur-Saone, wohin
rus den Leidenden zur Erholung geschickt hatte, im Jahre
2. Auf Heloisens Bitten ließ Abt Petrus die irdische Hülle
lards nach dem „Paraklet" überführen; er hat ihm auch
Absolution erteilt und die Urkunde hierüber, deren Wort-
uns noch erhalten ist, an Heloise verabfolgt, die sie über
Sarge befestigt hat. So ruhte Abälard in der treuen
ut der Schwestern vom Paraklet, wie es sein Wunsch ge-
en war. Es ist uns ein Trauergesang überliefert, den Heloise
ihren Nonnen am Grabe Abälards oftmals gesungen haben
Er verdient seiner Schönheit wegen der Vergessenheit
issen zu werden, und ich teile ihn zum Schluß im Urtext
in einer ebenbürtigen Uebersetzung von A. W. Follen mit:

(Monales) equiescat a labore oloroso, et amore! nionem coelitum lagitavit: m intravit alvatoris adytum.	1. (Nonnen) Raste nun im Todesschlummer, Müder Geist, von Lieb und Kummer! Den der heilgen Sehnsucht Strom Trug zum Eiland, Wo der Heiland Aufthut seinen Gnadendom.
In obscura tumbae cella lma micat justo stella: nstar ipse siderum efulgebit, um videbit n fulgore Dominum.	2. Eines Sternleins holde Helle Blinkt in dunkler Grabeszelle Dem Gerechten, der als Stern Unverdunkelt Selber funkelt, Strahlt im Strahlenkranz des Herrn.
(Heloissa) alve victor sub corona, ponse in nitente cona! illibus cum lacrymis uem salutat ua, nutat, idua in tenebris.	3. (Heloise) Heil sei dir im Siegerkranze, Bräutigam im Himmelsglanze! Dich mit tausend Thränen grüßt Heloise — Winkt durch diese Nacht dir, wo sie einsam büßt!
In aeterna mihi junctum mo dignior defunctum eatorum socium. lors piavit, ui sanavit sanatum animum.	4. Mein in alle Ewigkeiten Warst du: nun als gottgeweihten Engel lieb ich würdger dich. Dein gepeinigt Herze reinigt In des Todes Sühne sich.
Tecum fata tum perpessa, ecum dormiam defessa t in Sion veniam! olve crucem, uc in lucem egravatum animam!	5. Mit dir, dessen Wehn mich trafen, Einen Schlaf nun laß mich schlafen, Gehn vor Gottes Angesicht! Führ aus harter Kreuzesmarter Die gepreßte Seel ans Licht!
Sanctae animae favete! onsolare, Paraclete! udin? sonat gaudia antilena t amoena ngelorum cythara.	6. Helft, ihr heiligen Erlösten! Heilger Geist, o komm zu trösten! Höret ihr? O Wonneklang! Wundersüße Harfengrüße Und der Englein holder Sang!
(Monales) equiescant a labore oloroso, et amore! nionem coelitum agitabant: m intrabant lvatoris adytum.	7. (Nonnen) Raste nun in Todesschlummer Müdes Paar, von Lieb und Kummer, So der heilgen Sehnsucht Strom Trug zum Eiland, Wo der Heiland Aufthut seinen Gnadendom.*)

*) Ich entnehme das Lied dem oben genannten Buch von Carrière.

Noch einundzwanzig Jahre konnte Heloise mit ihren Nonnen dieses Requiem für Abälard singen, denn erst im Jahre 1163 folgte sie dem geliebten Toten in die ewige Ruhe nach. Der steinerne Sarkophag, der nach mancher Wanderung und manchem Schicksal seit 1817 auf dem Friedhof Père Lachaise zu Paris unter einem gothischen Baldachin steht, geschmückt mit den Reliefbildern von Abälard und Heloise, soll die Asche der beiden im Leben grausam Getrennten, im Tode Vereinten enthalten. Augenzeugen berichten, daß das eiserne Gitter des Grabmals nie leer werde von den Blumenspenden unglücklich liebender Seelen. So schlingt die Romantik noch heute ihre Ranken um das Gedächtnis des denkwürdigen Liebes- und Dulderpaares.

P Baumgärtner †

Von der achten Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Zwickau

Wenn ein Freund der Geschichte eine an denkwürdigen Ereignissen reiche Stätte betritt, so kann es ihm leicht begegnen, daß ihm Gestalten entgegentreten, an denen das Auge des flüchtigen Wandrers, der nur Zerstreuung sucht, achtlos vorübergleitet. So ist es mir in Zwickau, dem diesmaligen Festorte des Evangelischen Bundes, ergangen, als ich am ersten Abend meine Schritte heimwärts lenkte. Da trat mit einemmale mir ein Mann entgegen in einem pelzverbrämten Chorrock mit flachem Barett und tiefliegenden, etwas unheimlichen Augen. Und ehe ich ihn nach seinem Begehr fragen konnte, entbot er mir schon ungestüm seinen Gruß. Ich bin der Thomas Münzer, rief er mir zu, der ehedem hier auch zu Zwickau auf der Kanzel der Marienkirche gestanden hat, und freue mich von Herzen über euch Männer des Evangelischen Bundes. Ihr seid meine Leute, ihr wollt durchführen, was ich anfing, und mutig aufräumen mit dem übeln Wust römischen Aberglaubens.

Zu viel der Ehre, erwiderte ich etwas betreten dem feuereifrigen Manne; aber Bilderstürmer sind wir denn doch nicht, und fleischliche Waffen wenden wir nicht an im Kampfe mit Rom. Und Münzer hat doch ganz Recht, ruft plötzlich eine andre Stimme, ihr seid von gleichem Geiste erfüllt wie er; leugnets nur nicht, wir glauben euch doch nicht. Erstaunt wandte ich mich um und sah einen Mann, dessen Züge mir merkwürdig bekannt erschienen, ohne daß ich mich doch seiner recht entsinnen konnte. Sein Gesicht war ja recht bieder und ehrwürdig, aber eine ungeheure Zipfelmütze, die ihm die Augen schier zudeckte, daß er nicht recht sehen konnte, gab ihm ein wunderliches Ansehen. Sind wir uns nicht schon einmal im Leben begegnet? fragte ich die seltsame Gestalt — vielleicht in Schilda, oder sonstwo? — Wohl muß ich dir bekannt sein, war die Antwort. Ich bin ja der deutsche Philister, dessen Wort immer noch einen guten Klang hat in allen Gauen unsers Vaterlandes, bis hinein in die Kreise der Pastoren, Professoren und selbst der Staatsmänner. Ich bin auch ein guter Protestant, und du solltest einmal hören, wie kräftig ich das Wort: Nehmen sie uns den Leib in den kirchlichen Versammlungen mitsinge, aber in euern Geist kann ich mich nicht finden.

Nun, so kommt einmal in unsre Versammlungen und bildet euch selbst ein Urteil, rief ich den beiden entgegen.

Ob sie den Rat befolgt haben, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß die Zwickauer Versammlung vom besten Geiste beseelt gewesen ist und gewiß mancherlei Besorgnisse zu schanden gemacht hat. Fürchtete man doch vielfach im Westen, an einem so weit gen Osten vorgeschobnen und dazu in einem ganz evangelischen Lande gelegnen Festorte keinen freudigen Empfang zu finden, weil man dort die Gefahren weniger fühlt, die den Bund ins Leben gerufen haben. Aber es muß ausgesprochen werden, daß die lieben Zwickauer alles aufgeboten haben, den Gast herzlich aufzunehmen, und daß der eben gegeißelte Geist der Aengstlichkeit und Lauheit unter ihnen nicht hervorgetreten ist. Vor allem ist es dem wackern Superintendenten Meyer, der wie ein Patriarch in seiner Gemeinde waltet, zu verdanken, daß die Teilnahme der Bürgerschaft eine so allgemeine war. Besonders stimmungsvoll wirkte auf diesem Boden, auf dem sich

noch so manche Einrichtungen aus alten Tagen erhalten haben, der Aufzug der vielen Innungen, deren Fahnenträger während des Festgottesdienstes den Altar der herrlichen Marienkirche umstellten — ein eigenartiges Bild, das auch denen Eindruck machte, die von festlichen Veranstaltungen etwas übersättigt sind. Man fühlte aus diesem Aufzuge, dem allgemeinen Fahnenschmucke und der Begrüßung des ehrwürdigen Oberbürgermeisters Streit, daß man in einer Stadt weilte, in der die Katholiken nur eine verschwindende Minderheit bilden. Erfreulich wirkten überhaupt einzelne der Begrüßungen, wie die des Oberkonsistorialrats Ackermann, der im Namen der Oberbehörde der sächsischen Landeskirche den Wunsch aussprach, daß die ganze evangelische Kirche allmählich ein einziger evangelischer Bund werden möchte. Begrüßungen haben ja im ganzen etwas Ermüdendes und verkürzen, wenn sie zu zahlreich sind, die für die Verhandlungen bestimmte kostbare Zeit, — andrerseits spiegelt sich doch in derartigen Kundgebungen für den Eingeweihten die kirchenpolitische Lage wieder, sodaß auch die Unterlassung eines Willkommgrußes nicht unbeachtet bleibt. So vermißte man seitens der Festversammlung ein freundliches Wort der Leipziger theologischen Fakultät; auch beklagte man, daß seitens der evangelischen Arbeitervereine, die ehedem dem Bunde so nahe standen, keine besondre Kundgebung zu diesem Feste stattfand. Gern hätten wir auch einige Vertreter des Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung in unsrer Mitte gesehen; aber leider war der Vorsitzende, Dr. Fricke, am Erscheinen verhindert, sodaß es bei einem schriftlichen Glückwunsch blieb. Doch brachte Diakonus Teichgräber herzliche Grüße seitens des sächsischen Landesvereins. Hoffen wir zu Gott, daß die beiden Brüder, Gustav-Adolf-Verein und Evangelischer Bund, allzeit Schulter an Schulter zu finden sind, wenn auch ihre Aufgaben verschieden sind, und daß auch die beiderseitigen Hauptvereine die Fühlung miteinander festhalten und mehr und mehr zu gewinnen suchen!

Was die Verhandlungen angeht, so berichtet darüber die Chronik der Christlichen Welt eingehend. Wir greifen hier nur das Wichtigste heraus, indem wir dabei teils auf das hinweisen, was für die Notwendigkeit des Evangelischen Bundes spricht, teils auf das, was als Mittel in dem ihm verordneten Kampfe empfohlen wurde.

Denen, die noch immer die **Notwendigkeit** eines engern Zusammenschlusses der Protestanten verschiedner Richtungen zur Verteidigung gegen Roms Uebergriffe bezweifeln, empfehlen wir den Vortrag von Professor Nippold genauer zu studiren, den er am 2. Oktober in einer geschlossenen Versammlung der Mitglieder über „die internationale Seite der päpstlichen Politik und die Mittel der Abwehr“ gehalten hat. In diesem mit einem wirklich großartigen Beifall aufgenommnen Vortrage faßte der auf dem Gebiete der neuesten Kirchengeschichte so bewanderte Redner alles zusammen, was zur Charakteristik der Politik des gegenwärtigen Friedenspapstes Leo XIII. dienen kann, und zeigte, wie keineswegs nur in katholischen Staaten oder in Ländern mit gemischter Bevölkerung, sondern selbst auf rein evangelischen Gebieten der Erbe des Pontifex Maximus zu Rom seine Hand im Spiele habe. Der Wunsch, daß diese Rede gedruckt werden und bis in die höchsten Kreise hinein Beachtung finden möchte, fand allseitige Zustimmung; mußte doch Nippold die Klage aussprechen, daß man vielfach seitens der deutschen Staatsmänner und Abgeordneten die Gefahren nicht sähe, die hier offenkundig vorlägen.

Für die Notwendigkeit einer organisirten Verteidigung gegen eine zugleich das Deutschtum und den Protestantismus bedrohende Propaganda im Westen wie im Osten unsers Vaterlandes legte Zeugnis ab der an wichtigen Mitteilungen reiche Vortrag des Militäroberpfarrers Dr. Hermens aus Magdeburg über: „die gemeinsame Gefahr der evangelischen Kirche und der deutschen Nationalität in der Diaspora der deutschen Grenzmarken.“ Wie wenig hier übertrieben ward, beweist der Umstand, daß in der Diskussion noch schärfer betont wurde, das Elsaß, in dem zu französischer Zeit der protestantische Einfluß dominirte, drohe seit der deutschen Okkupation mehr und mehr zu einem deutschen Belgien zu werden. Ernst klangen

auch die Mitteilungen von Dekan Köstlin aus Württemberg, wo über kurz oder lang eine katholische Dynastie den Thron besteigen wird, ohne daß die Rechte der evangelischen Kirche verfassungsmäßig sichergestellt sind, wie dies im Königreich Sachsen, das sich in ähnlicher Lage befindet, zum Segen des Landes der Fall ist. Besorgnisse wurden auch laut in der Konferenz der Vertreter der Diasporagemeinden, die der überaus rührige Kaufmann Schlechtendahl aus Barmen einberufen hatte und die sich bei diesem Anlaß zu einem Verbande definitiv zusammenschloß. Erwähnt sei noch die packende Ansprache von Pfarrer Hackenberg, der die beliebtesten Rheinsagen auf den Kampf wider Ultramontanismus und Materialismus deutete und insbesondre durch den Vergleich Roms mit der den Steuermann ins Verderben lockenden Lorelei großen Beifall erntete.

Was die **Mittel** der Abwehr angeht, so traten in dieser Hinsicht, wenn wir recht gesehen haben, vier Strömungen hervor. Viele, wohl die meisten unter den Vertretern, waren der Meinung, daß die Verteidigung gegen die Uebergriffe Roms, wie sie den Bund ins Leben rief, auch sein Hauptzweck sein und bleiben müsse, dem alle andern Ziele sich unterzuordnen haben. Dagegen wurde besonders aus solchen Gegenden, in denen der Kampf mit Rom sich nicht sehr fühlbar macht, die Forderung gestellt, daß der Bund sich mehr die Ueberwindung des Materialismus und Indifferentismus durch Lösung positiver Aufgaben, durch Förderung der Gemeindeorganisation und des Diakonissenwesens in der Diaspora zur Aufgabe stellen solle. In diesem Sinne wurde von Brandenburg her besonders die Bildung von Frauengruppen empfohlen und auf Befürwortung des hochverdienten Vorsitzenden Grafen Wintzingerode auch eine stärkere Einwirkung auf die Jugend beschlossen. In diesem Sinne wurden auch für das Diakonissenhaus zu Freiburg in Baden 20000 Mark bewilligt, weil dieses Haus durch die endgiltige Auflösung der Beziehungen zu Schwäbisch-Hall notwendig wurde, um nicht alle Früchte einer mehrjährigen Bemühung zu verlieren, während andrerseits vor einem systematischen Eingreifen in die Werke der Innern Mission mit Grund gewarnt wurde. Eine dritte Strömung geht von den Rheinlanden aus. Sie charakterisirt sich durch eine kürzlich erschienene Schrift von Pfarrer Giesekke in Solingen. Er fordert nicht bloß schärfere Beaufsichtigung der Mischehen, sondern auch direkte Beeinflussung des katholischen Teils zur Gewinnung für die Sache des Evangeliums, in der Ueberzeugung, daß der Angriff die beste Art der Verteidigung sei. Es fehlte endlich auch nicht an Stimmen, die eine stärkere Beteiligung des Bundes an der sozialen Bewegung fordern, wie denn auch das Neue sächsische Kirchenblatt in seiner Begrüßungsnummer wünschte, daß der Evangelische Bund sich auch mit einem Tropfen evangelisch-sozialen Oels gesalbt erweisen möchte.

Ist diese Mannichfaltigkeit der Meinungen bedenklich? Wir meinen, sie ist im Gegenteil ein Zeichen des Lebens. Es ist doch nichts gewisser, als daß in den verschiednen Landesteilen auch verschiedne Frontstellung am Platze ist. Nur halten wir es für wesentlich, daß als Hauptzweck immer die Abwehr gegen Rom feststehn möge, und hoffen, daß der Zentralvorstaud, wie bisher, unbeirrt durch andre Vorschläge diese Linie einhalten wird. Dagegen wird es seine Aufgabe sein, die mancherlei Kräfte, die sich in seinen Dienst stellen wollen, richtig zu verwenden, unter Berücksichtigung der so verschiedenartigen örtlichen Verhältnisse, die nun einmal zu den Imponderabilien gehören, mit denen unbedingt gerechnet werden muß, wenn auch etliche eifrige Freunde meinen, nach ihren persönlichen Erfahrungen ein Universalmittel empfehlen zu können, ohne Rücksicht auf die oft in einer hundertjährigen Geschichte begründete Mannichfaltigkeit des kirchlichen Lebens in den einzelnen Territorien.

Es ist ein großer Irrtum, wenn man meint, daß in der römischen Kirche keinerlei Verschiedenheiten sich fänden. Diese Abstraktion aus dogmatischen Erwägungen scheitert an den unleugbaren Thatsachen. Es giebt auch dort mancherlei Unterströmungen, aber die Kurie versteht es meisterhaft, diese Strömungen geschickt zu verwerten, und jeden, der ihr überhaupt dienen will, an den Posten zu stellen, auf den er nach

seiner Eigenart paßt. Lernen wir hier von den Gegnern, statt da zu tadeln, wo man nicht ganz unsern Weg geht! Damit nun dem Zentralvorstande mehr Gelegenheit geboten werde, die Stimmung in den Teilen des Reichs, wo die Gefahr am größten ist, genauer als bisher kennen zu lernen, ist auf eine von Deputirten aus Südwestdeutschland gegebne Anregung hin der Beschluß gefaßt worden, daß der Zentralvorstand zu seinen Beratungen künftig Vertreter aus einigen der thätigsten Hauptvereine heranziehen möge. Diese Einrichtung hat den Vorteil, daß nun auch etwaige Mißverständnisse rasch gehoben werden können, da eine Art Zwischeninstanz zwischen der Oberleitung und den Hauptvereinen hiermit geschaffen ist.

Dürfen wir persönlich einen Wunsch bezüglich der eingehend besprochnen Presse des Bundes aussprechen, so ist es das Ersuchen, aus der Fülle der Flugschriften, die bisher erschienen sind, einzelne, die thatsächlich eingeschlagen haben, in großen Massen gratis zu verbreiten, auch kurze packende Flugblätter, z. B. über die so wichtige Mischehenfrage, in Hunderttausenden ausgehen zu lassen. Denn es ist wichtiger, daß das wirklich Gute massenhaft verbreitet wird, als daß beständig neue Arbeiten gedruckt werden.

Erwähnen wir noch die begeisterte, an historischen Reminiscenzen reiche Festpredigt von Diakonus Költzsch aus Dresden und den die protestantische Gedankenfreiheit meisterhaft beleuchtenden Vortrag von Professor Achelis aus Marburg über Protestantismus und Kirche, sowie die Resolutionen, die in Bezug auf die gegenwärtige nationale Lage, die soziale Gefahr, die Forderung der Wiederherstellung des Kirchenstaats und die jüngste päpstlichen Encyklika gefaßt wurden, so haben wir damit zwar keineswegs die reiche Fülle von Anregungen erschöpft, hoffen aber wenigstens nichts Wesentliches außer Acht gelassen zu haben.

Der Tag von Zwickau bildet, wie uns scheint, einen bedeutungsvollen Markstein in der Geschichte des Bundes, nicht allein wegen der Vorträge und öffentlichen Versammlungen, sondern besonders wegen der vertraulichen Verhandlungen, deren Ergebnisse natürlich hier nicht mitgeteilt werden können.

Mit neuem Mute sind die Abgeordneten der Haupt- und Zweigvereine in ihre Heimat zurückgekehrt, bestärkt in der Zuversicht, die Konsistorialrat Leuschner mit Bezugnahme auf die Begrüßungsnummer der Christlichen Welt aussprach, daß die Sache des Evangelischen Bundes trotz allem doch die Sache des gesamten evangelischen Deutschlands ist. Dechent

---

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein in Frankfurt a. M.

1

Die achtzehnte Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und der damit verbundne öffentliche Frauentag haben vom 1. bis 3. Oktober in Frankfurt a. M. stattgefunden.

Ueber die Geschichte des Vereins unterrichtet am besten ein Schriftchen von der inzwischen verstorbnen Vorkämpferin seiner Sache, Luise Otto-Peters: Das erste Vierteljahrhundert des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (Leipzig, 1890). 1865 gegründet hat der Verein es unternommen, unter gleicher Betonung der Pflichten und Rechte das Interesse der Frau zu wahren und die einer freiern Entfaltung des weiblichen Geschlechts entgegenstehenden Vorurteile zu beseitigen. Er hat harte Arbeit gethan, aber auch schöne Erfolge erzielt. Je mehr er Boden gewann, desto mehr konnte er auch von sich aus praktische Unternehmungen pflegen, wie die Errichtung von Gymnasien für Mädchen und einer Zentralstelle für Rechtsschutz. Außerdem ist es ihm gelungen, eine ganze Reihe verwandter Vereine und Bestrebungen enger oder loser mit sich zu verbinden.

So boten denn die dreitägigen öffentlichen Verhandlungen in Frankfurt eine wohlthuende Mischung von prinzipiellen Vorträgen und von Berichten über geleistete Arbeit. Dort Themata wie: Die Aufgabe der Frauenvereine in der Gegenwart, Die

Bedeutung der Frauenbewegung für das Familienleben, Die Wohlthätigkeitsbestrebungen sonst und jetzt, Die soziale Bedeutung der Frauenbewegung, Neue Gesichtspunkte in der Frauenbewegung. Hier Referate über Friedrich Fröbel und den Volkskindergarten, über Kinderhorte und Mädchenerziehungsanstalten (Schloß Werdorf, vgl. Nr. 38), Garten- und Obstbauschule für Frauen, Hausbeamtinnenvereine, Arbeiterinnenheime, die Frau im Kunstgewerbe, Vorbildung und Stellung der Oberlehrerin in Preußen, Gymnasialkurse für Mädchen. Das Programm war sehr geschickt aufgebaut. Wenn der dritte Tag gegen die beiden ersten abfiel, so lag das ohne Zweifel daran, daß die Aufmerksamkeit der Leitenden und der Zuhörerinnen gar zu sehr durch den erwarteten und dann auch wirklich eintreffenden Besuch der Kaiserin Friedrich abgelenkt war.

Die Berichte aus der Praxis waren durchaus das Beste, was die öffentlichen Verhandlungen boten; ihnen schloß sich auch eine kurze Diskussion an. Wir empfehlen unsern Lesern und Leserinnen das demnächst zu erhoffende Druckwerk darüber sich nicht entgehen zu lassen. Die Doktorinnen Frl. Elvira Castner aus Charlottenburg und Frl. Käthe Windscheid aus Leipzig fesselten uns besonders, jene hatte über ihre Gartenbauschule (mit erst 7, jetzt 15 Schülerinnen; wir haben öfters auf das Unternehmen hingewiesen), diese über Gymnasialkurse zu berichten. Fräulein Langerhanns gab betrübende Mitteilungen über die Schwierigkeiten, die man in Preußen beim Oberlehrerinnenexamen macht. Viel Humor und Gemüt entwickelte Frau Professor Weber aus Tübingen in ihrer Rede über die „Stiefkinder des Glücks," die Bonnen, Stützen u. s. w. Einen ausgezeichneten Eindruck aber machte am zweiten Tage der Vortrag der hochbetagten Frau Henriette Goldschmidt aus Leipzig. Sie gab eine feinsinnige Würdigung Fröbels, pries den Beruf einer Kindergärtnerin und forderte dafür eine noch gründlichere Vorbildung.

Von den allgemeinen Ansprachen waren die des ersten Tages die besten. Frau Simson aus Breslau zeigte, daß keine Frau sich der Bewegung entziehen kann, ja daß sie, ob willig oder nicht, schon mittendrin steht. Sie forderte gleiche Ausbildung des Geistes für Mann und Frau, damit die rechte Wechselwirkung zwischen beiden und eine vernünftige Arbeitsteilung erzielt werde. Frau von Forster aus Nürnberg, glückliche Gattin und Mutter, die treue Assistentin ihres Mannes, der Augenarzt ist, schilderte den Wert einer bessern Erziehung der Frau für das Familienleben in begeisterter, zuweilen fast überschwänglicher Rede. Frau Sanitätsrat Schwerin aus Berlin sprach völlig frei, klar und fließend über die Notwendigkeit, daß die wohlthätige Frau unsrer Tage mannichfache technische Vorkenntnisse besitze, damit ihre Wohlthätigkeit wirklich Wohlthat werde.

Fräulein Auguste Schmidt aus Leipzig, die mit großer Würde und Geschäftskenntnis den Vorsitz führte, hatte ihr Thema allzu anspruchsvoll formulirt: Die soziale Bedeutung der Frauenbewegung. Nahm man ihr Wort als einfache ermunternde und Ziel gebende Ansprache hin, so konnte man sich nur daran freuen. Sie wandte sich kräftig gegen die übertriebne Rede vom Naturberuf der Frau, dem gegenüber sie deren Entwicklungsfähigkeit behauptete, strafte mit Humor die Erziehung der Mädchen zur Mutlosigkeit und beklagte den Mangel an Schulung bei den heutigen Frauen, der sie außer stand setze, in den unvermeidlichen sozialen Kämpfen ihre Sache zu führen. Sehr wohlthuend durchdrang ihre Rede wie überhaupt die ganzen Verhandlungen das Drängen auf Pflichterfüllung und Arbeit. Man hat kein Recht, von Emanzipationsgelüsten und Phrasen zu sprechen, wo dieser sittliche Appell immer wieder durch alle die laut werdenden Forderungen hindurchklang. Fräulein Schmidt sagte u. a.:

> Die Arbeitskraft der Frau ist ein Nationalreichtum. Den Töchtern der Gebildeten geht viel natürlicher Reichtum an Gaben verloren, weil sie nicht ihre ganze Leistungskraft einsetzen, oder ihre Zeit für dilettantenhafte, wertlose Arbeiten verbrauchen. Viel unfrohe Töchter leben im Elternhaus, sich und andern zur Plage, viele Witwen stehen da und wissen ihre Kinder nicht zu ernähren, weil sie nicht dafür geschult wurden. Mit Recht soll die Frau ihren kranken Mann ernähren; aber sie muß diese Pflicht auch erfüllen können. Der Müssiggang muß aufhören; dann wird ein veredeltes Geschlecht entstehen.

Enttäuscht hat uns Fräulein Helene Lange. Sie hielt den Schlußvortrag über neue Gesichtspunkte in der Frauenbewegung. Die kritische Schärfe, mit der sie eine Schrift von Frau Eberhard zerlegte, war ebenso wie die Vortragsweise durchaus jeder Anerkennung wert; wir bezweifeln auch gar nicht, daß Fräulein Helene Lange eine hervorragend begabte Vertreterin der Frauenbewegung ist: aber wo blieben die neuen Gesichtspunkte?

2

Es ist schwer, an der Fülle des Gebotenen billige Kritik zu üben. Aber doch gehört es mit zum Dank für den Frauentag, daß wir das thun.

„Gleiche Ausbildung von Frau und Mann," diese Losung kehrte immer wieder. Daneben aber die Behauptung, daß die Frau durch einen viel größern Reichtum an gewissen Fähigkeiten dem Mann überlegen sei. Beide Sätze widersprechen oder vielmehr korrigiren sich. Soll die Frau, wie der Allgemeine Deutsche Frauenverein selbst fordert, nach ihren Fähigkeiten ausgebildet werden, so wird diese Ausbildung eine von der des Mannes verschiedne sein müssen. Uns dünkt, daß man gut thäte, jene mißverständliche und von keiner dieser Frauen in ihrer strengen Bedeutung aufrechterhaltene Losung niemals ohne nähere Sinnesbestimmung auszusprechen oder ganz fallen zu lassen.

Wohl halten wir es für möglich, daß selbst eine Durchschnittsfrau — und um diese handelt es sich, wie Frl. Schmidt ausdrücklich sagte — mit der Energie und Ausdauer, die der Frau eigen ist, zu einer ebenso hohen Stufe der intellektuellen Ausbildung gelangen kann als der Mann. Aber sie wird nach einiger Zeit entweder erlahmen, oder die Anlagen ihres Gemüts und der Seele, das, was das Weib bezeichnet, werden verdorren.

Auch scheint es uns nicht zur Unehre der Frau zu gereichen, wenn der Mann sie in einzelnen Fächern intellektuellen Wissens überragt. Ist dies nicht der Fall, so hat Gott den Frauen eine große Bevorzugung vor den Männern gegeben, und „es steigt das Riesenmaß der Weiber weit über Menschliches hinaus." Denn in der That besitzt das weibliche Geschlecht nach Ansicht der Vortragenden eine Menge Gaben vor dem Manne voraus. Mit Recht betonten Frau v. Forster und Frau Goldschmidt die Notwendigkeit der Erziehung der Kinder durch die Mutter, Frau Schwerin erinnerte an die viel größere Befähigung der Frau für die Armenpflege, Fräulein Langerhanns hielt dafür, daß die Frau der weiblichen Jugend bessern Unterricht als der Mann erteile. Dazu kommen nun noch alle Zweige des Haushalts, die niemand dem bessern Können der Frau streitig machen will, und die ebenfalls Geist und Intellekt in Anspruch nehmen — welches Plus hat dann der Mann in die Wagschale zu werfen?

Kurz: bessere Bildung der Frau, nicht gleiche Bildung muß die Losung sein. Nur an den Universitäten allerdings soll den Wenigen, die es soweit bringen, und die immer Ausnahmen bleiben werden, gleicher Rang und gleiche Arbeit zugemutet werden.

Die wichtigste und berechtigtste Forderung des Frauentages ist aber in unsern Augen diese: Besserung der Rechtsverhältnisse für die Frau. Es geht wie ein einziger Schrei durch alle Reihen der Frauen, die nicht blind durchs Leben gehn: Aendert die Gesetze, macht uns mündig, gebt uns unser Recht!

Davon handelte die zweite Mitgliederversammlung, zum Teil unter Ausschluß der Männer, also auch der Presse, die ohne Zweifel die wichtigste und ergreifendste der ganzen Tage war. Es wird über diesen Gegenstand von andrer Seite in diesen Blättern geschrieben werden.

Fräulein Schmidt sprach in derselben Versammlung darüber, was man gegen die Unsittlichkeit thun müsse. Da ist vor allen Dingen mit aller Energie zu fordern: Abschaffung der Prostitution. „Solange man ein Gewerbe daraus macht, solange man Abgaben dafür entrichtet, solange ist die Frau zur Ware erniedrigt." Frau Biber-Böhm ist vom Minister aufgefordert worden, praktische Vorschläge zu machen. Sie hat infolgedessen den Entwurf zu einer Petition an den Reichstag um Besserung der Rechtsverhältnisse der Frau ausgearbeitet, der im Druck vorliegt.*) Wir entnehmen dem Heft folgende Forderungen: Weibliche Aerzte, Reform der Frauengefängnisse, Zwangserziehungshäuser für Erwachsene, Verminderung des Alkoholgenusses, der nach Aussage der Gefängnisdirektoren und Aerzte neunzig Prozent aller Sittlichkeitsvergehen verursacht. „Keine Gewerbescheine, keine Bordelle, keine Lex Heinze! Der Beruf der Prostitution muß aus den Berufen der Frauen gestrichen werden," so schloß die Rednerin ihren erschütternden Vortrag, dessen Einzelheiten wie die sich daran knüpfende Diskussion wir hier nicht besprechen können.

Die Petition an den Reichstag gegen den Schutz der Unsittlichkeit wird vom Bund aller Frauenvereine ausgehen. Die heiße Bitte um Erhörung wird sie begleiten, daß endlich der Anfang gemacht werde, diesen Schandfleck von unserm Namen zu tilgen. Wird die Petition Erfolg haben, dann hat sich der Allgemeine Deutsche Frauenverein, der die Petition ins Werk setzte, den Dank von Millionen verdient.

Freilich solange unsre Gesetzgebung in den Händen von Männern ist und zum Teil von solchen, die an dem Fortbestande der Prostitution ein Interesse haben, solange das schändlichste und unzureichendste aller „Schutz"-Systeme, unser gegenwärtiges Kontrollsystem, noch Verteidiger findet, sind die Aussichten auf Erfolg nicht groß. Und es ist kein Wunder, wenn in diesem Zusammenhang das Verlangen nach dem allgemeinen Wahlrecht bei den Frauen sich regt. Sie denken: Abhilfe gegen diese unsittlichen Zustände ist von dem allein regierenden Geschlecht nicht zu erwarten; wollen die Frauen da Wandel schaffen, müssen sie auch die Mitwirkung bei der Gesetzgebung erlangen; dazu aber brauchen sie das Wahlrecht. Wir sind nicht dieser Meinung, würden es vielmehr aus schwerwiegenden Gründen als ein Unglück für unser Volk ansehen, wenn den Frauen das Wahlrecht erkämpft werden sollte. Diese Forderung ist auf dem Frankfurter Tage von niemandem erhoben worden; daß viele Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins die Konsequenz ziehen, ist bekannt. Wenn davon nicht die Rede war, so können wir das nur weise finden. Man scheint doch wenigstens allgemein einzusehen, daß das gegenwärtige Frauengeschlecht noch bei weitem nicht geschult genug ist, um von solchem Recht den richtigen Gebrauch zu machen. Darum hat es auch wenig Zweck, davon zu träumen, welche Wandlungen eine derartige Neuerung für unser ganzes politisches Leben mit sich führen würde.

Zum Schluß sei anerkannt, daß dieser ganze Frauentag von einem hohen sittlichen Ernst getragen war, daß auch der religiöse Ton mehr als einmal angeschlagen wurde. In dieser Hinsicht legt das Zusammenwirken von Christinnen und Jüdinnen, das von Anfang an dem Verein eigen war, selbstverständliche Schranken auf. Immerhin, die Vorsitzende hat unserm Geschlecht mehr Mut gewünscht, so soll eine Christin auch den Mut haben, innerhalb und außerhalb des Vereins zu bezeugen, daß es nur dann gelingen wird, der Frauenbewegung zum Ziele zu helfen, wenn christlicher Geist, christliche Gesinnung, christliches Gewissen noch ganz anders in ihren Dienst gestellt wird. Es wird die heilige Aufgabe aller evangelisch-sozial gesinnten Frauen und Männer sein, in lebendig christlichen Kreisen ganz anders für die Frauensache den Sinn und den Eifer zu wecken, damit von dieser Seite der Bewegung noch mehr Kraft, Liebe und Begeisterung zugeführt werde.

Marie Trommershausen

Zu den Tagesereignissen

Drei Ereignisse der letzten Zeit sind auch in kirchlichen Kreisen lebhaft empfunden und erörtert worden: der vom Vorwärts veröffentlichte Brief Stöckers, die Entlarvung von Hammersteins und die Berufung des Konsistorialrats Göbel als Strafprofessor nach Bonn.

*) Vorschläge zur Bekämpfung der Prostitution von Hanna Biber-Böhm. Werden gegen 50 Pfge baar oder in Marken versendet durch das Büreau des Vereins: „Jugendschutz," Kaiser Wilhelmstr. 39, II Berlin C.

Der Brief Stöckers hat öffentlich und privatim genau in mselben Maße eine grundverschiedne Beurteilung erfahren, ie sie der Persönlichkeit Stöckers überhaupt zu teil wird. Es ebt wohl in Deutschland keinen Menschen, für den so wie r Stöcker die einen nur Liebe, Verehrung, Bewunderung und achfolge, die andern nur Haß, Mißtrauen und die schärfsten eschuldigungen haben. Wir sind niemals in der Lage ge-esen, auf die eine oder andre Seite zu treten. Wir kennen e vernichtenden Urteile, die ein Pestalozzi in vielen Schriften d Blättern, die Protestantische Kirchenzeitung und ihre reunde, mancherlei plötzlich aus ehemaligen Genossen in egner verwandelte Männer, wie jüngst Professor Brecher, über töckers Charakter gefällt haben; indem wir gleichwohl mit töcker im Evangelisch-sozialen Kongreß zusammenarbeiten, be-nden wir, daß uns jene Richter nicht überzeugten. Wir sind er auch niemals imstande gewesen, in das unbedingte Ver-auen und den maßlosen Beifall einzustimmen, die Stöckers efolgschaft ihm zollt. Wenn eine solche relative Schätzung nes Mitlebenden die Wahrscheinlichkeit für sich hat, von dem rteil der Nachwelt einigermaßen bestätigt zu werden, so taugt wenig zum Hervortreten auf den Markt, sie giebt keine arole, ist kein Panier, befriedigt, ausgesprochen, in der Regel emanden. Aus diesem Grunde haben wir es immer ver-ieden, über Stöcker ein Gesamturteil abzugeben, womit viele schnell fertig sind; wir wollen es nicht und können es nicht, d wir glauben, daß die irren, die es heute thun.

Zu dem Für und Wider über Stöckers Brief*) und dem eitungssturm, der sich dawider erhob, muß und darf man er eine Meinung haben. Es liegt auch inzwischen Material seiner richtigen Einschätzung genug vor. Ich bekenne, daß den Brief so gravirend nicht finden kann. Stöcker rät der reuzzeitung, „prinzipiell wichtige Fragen, wie Judenfrage, artineum [d. i. christliches Gymnasium], Harnack, Reichstags-ahl im sechsten Wahlkreise . . . in der allerschärfsten Weise zu nutzen, um dem Kaiser den Eindruck zu machen, daß er in eser Angelegenheit [von Bismarck] nicht gut beraten ist und m den Schluß auf Bismarck zu überlassen.“ In all diesen agen hatte Stöcker seine Ueberzeugung. Diese Ueberzeugung ckte sich, wie er wußte, mit der der Kreuzzeitung. Im Sinne eser Ueberzeugung sollte die Kreuzzeitung Artikel schreiben. iese Artikel sollten auf den Kaiser wirken. Bis hierher ist es glatt und klar. Wozu ist eine Tageszeitung eigentlich , wenn sie dergleichen nicht darf? Aber mit den geplanten tikeln soll, ohne ihn zu nennen, Bismarck bekämpft, der iser gegen die ihm von Bismarck empfohlene Politik arg-öhnisch gemacht werden. Ich empfinde sehr wohl das Intrigante dieser Wendung — aber sind wir denn solche Kinder, uns zubilden, dergleichen sei etwas Unerhörtes? Und giebt es e kläglichere Heuchelei, als wenn unsre Tagesblätter wochen-g über diese „Stöckermoral“ Zeter und Mordio schrein?

Man mag sachlich von Stöcker abweichen, z. B. als warmer smarckverehrer ihm sein Spiel gegen den Kanzler ver-gen u. s. w.: darüber sollte unter ernsten Männern kein reit sein, daß in der Politik und unter den Vertrauten der daktionen politischer Zeitungen ein solcher Privatbrief sich ohne ham sehen lassen darf. Auch der Vorwurf, daß ein königs-u konservativer Mann ihn nicht schreiben durfte, wiegt meines achtens nicht schwer; denn auch für die konservative Partei bt es doch kein Dogma von der Unbelehrbarkeit des Königs. nzelne Wendungen des Briefes kann man ja nun nach der nen oder andern Richtung günstiger oder ungünstiger biegen d deuten: der Brief als Ganzes fällt aus dem Rahmen einer litik, wie sie von allen Parteien gemacht wird, meines Er-htens nicht heraus, und wenn politische Blätter anders urteilen, ist das entweder Haß oder Mache.

Etwas andres ist es nun freilich, ob in dem Briefe oder der ganzen Anteilnahme an dem politischen Treiben von iten Stöckers nicht bereits die Grenze überschritten ist, die Mann zu beobachten hat, der sich die öffentliche Vertretung s Christentums zur besondern Lebensaufgabe gemacht hat.

*) Vgl. Chronik der christlichen Welt, Nr. 38 Sp. 332.

Wenn Stöcker eben dazu auf den politischen Kampfplatz trat, um „die Lebensmächte des Evangeliums in unserm Staats- und Volksleben wieder zur Geltung zu bringen,“ so fragt es sich, ob er nicht eine Weise der Arbeit finden mußte, die mit dem unchristlichen Treiben in der heutigen Politik nichts gemein hat. Der gemeinsame Rechts- und Verfassungsboden mußte selbstverständlich beschritten werden, die Formen des öffentlichen Lebens mußten benutzt werden, aber der neue Geist mußte doch zur Erreichung des neuen Ziels auch neue Mittel, der neue Wille neue Sitten schaffen. Hier ist der Punkt, wo wir mit unserm christlichen Empfinden an Stöckers öffentlicher Thätigkeit von jeher Anstoß genommen haben. Er hat Mittel der weltlichen Politik zur Erreichung kirchlicher Zwecke gebraucht: Zeugnis davon ist die Art, wie vielfach in Berlin unter seiner Leitung die kirchlichen Wahlen gemacht worden sind, allerdings mit glücklichem Erfolge, was nach Stöckers wiederholten Aussagen den Lichtpunkt der Berliner Bewegung für ihn bildet. Aber wir haben nicht wahrgenommen, daß er zur Erreichung seiner vaterländischen Zwecke eine christlichere Art des Kampfes in das weltlich-potische Leben eingeführt hätte. Vielleicht war das unmöglich? Aber was würde dann daraus folgen?

Der Fehler in Stöckers öffentlichem Auftreten, den wir hier angedeutet haben, hat sich nun furchtbar gerächt im Fall Hammerstein. Kein anständiger Mensch wird Stöcker oder die konservative Partei für die Verbrechen des Kreuzzeitungsredakteurs verantwortlich machen. Aber für Stöcker und für jedes Mitglied der konservativen Partei bleibt es eine ernste Warnung, daß dieser Mann so lange an der Spitze der Kreuzzeitung und der Partei möglich gewesen ist, und es bleibt eine Schuld, von der sich Stöcker in seinen zahlreichen Veröffentlichungen bisher nicht gereinigt hat, daß er und die andern Parteiführer den Heuchler nicht selbst zur rechten Stunde entlarvt haben. Man vergegenwärtige sich: wenn die Kleine Presse nicht zuerst die grandiosen Beschuldigungen gegen Hammerstein erhoben hätte, wäre er wahrscheinlich noch heute Chefredakteur der Kreuzzeitung! Und als er nun doch nicht zu halten war, warum mußten wir da vergeblich auf ein Wort Stöckers warten, das uns den ganzen Jammer des betrognen Freundes, den ganzen Zorn des christlichen Politikers offenbart hätte? Statt dessen fand Stöcker jene unglückliche Wendung von dem „erschütternd schmerzlichen Fall des Freiherrn von Hammerstein.“ „Der erschütternd schmerzliche Fall des Freiherrn von Hammerstein kommt der gesamten schlechten Presse als eine willkommne Gelegenheit zur Befriedigung ihres Hasses entgegen.“ Ueberhaupt hat Stöcker die litterarische Verteidigung seiner Person und Sache in einem Tone geführt, den ich nicht christlich finden kann: von dem Vorwurf der Dummdreistigkeit an, mit dem er die Kölnische Zeitung abthat, bis zu den „Plebejern des Geistes,“ die einem noch in seinen jüngsten ruhiger gewordnen Artikeln begegnen,*) am meisten aber in der Volksrede vom 4. Oktober, wie denn überhaupt diese Volksreden im Berliner Jargon immer das gewesen sind, was wir am schwersten mit seiner christlichen Persönlichkeit haben vereinigen können.

Der Fall des Freiherrn von Hammerstein ist für Stöcker wie für seine ganze politische und kirchenpolitische Richtung ein furchtbarer Schlag. Ein viel schlimmerer als alle Hetze der gesamten „Judenpresse.“ Wir reden hier nur vom kirchlichen Standpunkte. Dieser Hammerstein hat das kirchliche Wesen in Preußen jahrelang beeinflußt und vergiftet; Stöcker hat sich das nicht nur gefallen lassen, er hat so intim wie möglich mit ihm zusammen gearbeitet. Ist ihm denn niemals aufgegangen,

*) Nur ein Satz sei hier noch wiedergegeben aus der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung Nr. 39: „Eben jetzt wieder wie im Jahre 1887 zeigt es sich in den Angriffen der Presse, besonders der Kölnischen Zeitung und des Hannoverschen Courier, daß der Liberalismus, der politische und noch mehr der religiöse, seine Anhänger in einen geistigen und geistlichen Zustand versetzt, den der Engländer als moral insanity bezeichnet.“ So kann Stöcker schreiben unter dem unmittelbaren Eindruck der Katastrophe in der Kreuzzeitungsredaktion! Er darf sich wirklich nicht wundern, wenn „harmlose Naturen, die von politischen Dingen nichts verstehen, in eine gewisse Unsicherheit des Urteils“ geraten (D E Kz. 38), wenn sie dergleichen jetzt von ihm zu lesen bekommen.

wes Geistes Kind der Mann war? Wie Hammerstein schon seit lange die Kreuzzeitung leitete, welchen Terrorismus er in zarten kirchlichen Dingen ausübte, das muß ein Politiker wie Stöcker gemerkt haben; Tausende haben es gespürt. Wir sind gewiß keine Freunde des Reichsboten, aber da ist doch im letzten Grunde Herz und ehrliche Leidenschaft. Welch kalter Fanatismus dagegen in der Kreuzzeitung! Und nun wissen wir ja, wer die giftigen Pfeile versendet hat. Es kann doch nicht die richtige christliche Politik gewesen sein, die es gestattet hat, mit diesem Menschen so innig Hand in Hand zu gehen. Aber Stöcker findet kein Wort der Klage und der Selbstanklage, diese seine Schuld zu sühnen. Das ist uns leid.

Wir möchten nicht mißverstanden sein. Vor Jahrzehnten kam einmal ans Licht, daß ein Professor der Theologie die Universitätsbibliothek aus Liebhaberwut andauernd bestohlen hatte. Der Mann war ein angesehenes Glied der streng-konfessionellen Partei. Niemand machte der Partei oder Richtung einen Vorwurf. Die Presse, auch die gegnerische, schwieg. Es war ein erschütternder Fall. — Hier liegt es ganz anders. Die öffentliche Thätigkeit Hammersteins stimmt nur allzu sehr mit den Enthüllungen über sein Privatleben. Dieser Mann vornehmlich hat den Apostolikumstreit mit zu dem gemacht, was er geworden ist, dieser Mann hat die Professorenhetze dirigirt, dieser Mann ist in allen den kirchlichen Bewegungen der letzten Jahre mit Energie und nicht ohne Erfolg thätig gewesen, trägt doch der meistbesprochne Antrag auf größere Selbständigkeit der Landeskirche seinen Namen: darum sollte man erwarten, daß seine bisherigen Freunde auch einmal in sich gingen und sich fragten, ob der von ihm gelenkte Kurs auch immer der richtige gewesen, und ob sie denn nicht selber auch Buße zu thun hätten für allerlei Unrecht, das sie unter seiner Führung gethan haben.

Auch die Strafprofessoren an unsern evangelisch-theologischen Fakultäten sind nicht ohne die Mitwirkung des Herrn von Hammerstein und der Kreuzzeitung angestellt worden. Ich will damit gegen niemanden einen persönlichen Vorwurf erheben, nur die Thatsache konstatiren. Im übrigen kann und mag ich diese Sache nicht in diesem Zusammenhange erörtern.

Dagegen liegt uns daran, über unser ferneres Zusammengehn mit Stöcker auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß ein Wort zu sagen. Der Kongreß ist kein Bund und keine Partei. Wir kommen dort zusammen, um von einander zu lernen. Wir haben von Stöcker gelernt. Sein heißer Eifer um die religiös-sittliche und wirtschaftliche Wohlfahrt unsers Volks ist es, was uns zu dem Manne trotz allem hingezogen hat. Hat er Fehler gemacht, so zweifeln wir darum nicht an dem Ernste dieser seiner Gesinnung. Geht er Irrwege, brauchen wir ihm nicht zu folgen. Naumann und Göhre sind beide von ihm ausgegangen und gehen nun ihre eignen Wege. Es wäre uns ja lieber, die Geistesgemeinschaft mit Stöcker wäre größer. Zuweilen fühlten wir uns ihm näher; noch seine letzten Artikel über Staat und Kirche (vergleiche vorige Nummer) boten uns viele Berührungspunkte. Aber dann trennt uns wieder dort ein kirchliches Ideal, hier die politische Praxis. Nun wohl, wir haben für ihn und sein Thun nicht die Verantwortung, er nicht für uns und unser Thun. Wir sagen ihm offen, daß wir durch die Art, wie er den Fall Hammerstein öffentlich getragen und behandelt hat, in unserm christlichen Urteil tief verletzt sind. Das schulden wir ihm und uns. Und wir bitten und hoffen, daß ihm dies offene Wort nicht gleichgiltig sein wird. Warum aber sollten wir im Kongreß nicht weiter zusammenkommen? Hat sich die Lage so sehr verändert? Und wem würden wir die größte Freude machen, wenn wir das Tischtuch geschwind zerschnitten? Ein kurzes Studium der übertriebnen Hetze gegen Stöcker in der Tagespresse kann leicht darüber belehren. Die Vorhaltungen, die wir Stöcker von unserm christlich-kirchlichen Standpunkte aus machen mußten, sind doch nicht die Bedenken, die unsern Zeitungspolitikern die Feder führen. Es ist ganz klar, daß man jetzt in Stöcker jeden evangelischen oder christlichen Sozialismus überhaupt treffen will. Das Streben, mehr christliche Gesinnung in unser Wirtschaftsleben hineinzuleiten, auch gegenüber den modernen Anforderungen die Stände christlich denken und handeln zu lehren — dieses Streben ist so notwendig und heilig, daß man sich durch nichts darin irremachen lassen soll. Solange wir an den guten und ehrlichen Willen Stöckers in dieser Richtung glauben, sind wir in der Lage, auf dem Boden des Kongresses mit ihm zu arbeiten und vieles an ihm, das uns nicht gefällt, zu vergessen und zu tragen. R

Bücher und Schriften

(Wie werden wir unsers Glaubens gewiß und froh?) Von Pfarrer Lic. K. Hackenschmidt. Dortmund, Crüwell, 1895. Kart. 1 Mark.

Das ist ein erquickendes Büchlein. „Aus Glauben in Glauben" könnte man drüber schreiben. Viele helfen ja zusammen, um sich und andern den guten Grund des Glaubens aufzuzeigen. Aber nicht alle können's wie der Verfasser, so warm und schlicht, so klar und tief. Dazu hat die Schrift einen doppelten Vorzug vor ähnlichen. Sie ist von einem Manne, den man kaum in die Schulschablone bringen und damit für viele beerdigen kann, und der auch bei den Brüdern zur Rechten einen guten Namen hat. Zum andern ist die Schrift Erweiterung eines Vortrags im Wupperthal. Das weckt die Zuversicht, daß man sich doch noch verstehen lerne. Möge von seiten des Verlags alles geschehen, daß die inhaltreiche Gabe in viele Hände kommen und viele stärken kann. Vielleicht thue ich unter den jüngern Freunden manchem einen kleinen Dienst, wenn ich daran erinnere, daß es von dem Verfasser auch eine Schrift über die Kirche giebt, dem Umfang nach gleichfalls klein, aber groß im Verständnis der Reformation; nur um so lehrreicher, wenn sie nicht mehr neu ist, weil sie in vielen Stücken prophetisch vor vielem warnte, was wir seitdem erlebt. Th Häring

(Das sechste Gebot und die christliche Ehe in jesuitisch-redemptoristischer Behandlung) Von einem deutschen Theologen. Berlin, A. Haack, 1894. 75 Pfge.

Die Veröffentlichung dieses Schriftchens wäre unsers Erachtens besser unterblieben. Der ungenannte Verfasser, ein „sehr bekannter Theologe," wie die Verlagshandlung in der Anpreisung sagt, teilt aus Lehmkuhls Theologia moralis die Abschnitte, die „von den Pflichten in Bezug auf das eheliche Gut und von den Unzuchtsünden" handeln, in wortgetreuer deutscher Uebersetzung mit, d. h. also, er wirft das, was der Jesuit in schwerem Latein für den Unterricht der Beichtväter bestimmt hat, in leichter Form unter die urteilslose Menge. Ich vermag ein solches Verfahren nicht zu billigen: es ist weder gerecht gegen den Autor, noch erwächst der guten Sache daraus ein ersichtlicher Nutzen. Darüber, daß die jesuitische Moral an dem Maßstab idealer, d. h. wahrhaft christlicher Auffassung der ehelichen und überhaupt der geschlechtlichen Verhältnisse gemessen unterchristlich ist, brauchen wir hier kein Wort zu verlieren. Wir wußten es aber auch ohne eine solche Publikation, die die intimsten, zum Teil ohne Zweifel abscheulichen Verhältnisse bloßlegt. Der Jesuit, wenn anders er die Beichtväter nach seiner Meinung richtig instruiren und sie in den Stand setzen wollte, um Dinge, die oft genug vorkommen mögen, an dem Maßstab katholisch-jesuitischer Betrachtungsweise richtig abzuschätzen, konnte und durfte mit all den Einzelheiten nicht zurückhalten. Daß alle die Fälle, die Lehmkuhl aufzählt, einem vielbeschäftigten Beichtvater entgegentreten können, wird der „deutsche Theologe" selbst nicht leugnen wollen. Schlimm genug, daß es der Fall ist! Wozu aber einem nicht urteilsfähigen Publikum alle diese Dinge vorsetzen? Ich bin überzeugt, daß sehr viele, wenn nicht die meisten der Leser dieser Broschüre dadurch ganz unnötig auf Dinge aufmerksam gemacht werden, die man eben in der breiten Oeffentlichkeit nicht erörtert und die auch Lehmkuhl nicht erörtert hat. Also nicht der Jesuit, sondern der „deutsche Theologe" wird Schuld daran sein, wenn weiteste Kreise davon erfahren. Zum Beweise, daß der Jesuit dem Beichtvater Vorsicht und Decenz in der Behandlung geschlechtlicher Fragen thatsächlich empfiehlt, führe ich Folgendes an: „In seinen Fragen über den Gebrauch der Ehe muß der Beichtvater sparsam und zurückhaltend sein. Einerseits kann er zwar nicht ganz das Fragen unterlassen, wenn er Grund hat, zu vermuten, daß die Ehegatten nicht alles gehörig angaben oder sich in einem gefährlichen Irrtum befinden; andrerseits aber würde er gegen Klugheit und Schicklichkeit verstoßen, wenn er alle Eheleute über diese Dinge befragte und ohne zwingenden Grund auf Einzelheiten sich jemals einließe. Liegt ein gewichtiger Grund vor, so beginne er mit einer allgemeinen Frage, z. B. ob sie in der Ehe gut mit einander leben, ob die Frau dem Manne gehorsam sei. Die Antworten selbst und ihre Art werden den Beichtvater leicht belehren, ob er noch weiter zu fragen hat." (S. 43) Oder nachdem von einem besonders schweren Fall ehelicher Unzucht die Rede war: „Hierüber in der Beichte Fragen zu stellen, halte ich für sehr unklug und ärgernisgebend. Sollte aber ein Beichtkind dieses Abscheuliche aus sich nicht herausbringen und doch, ohne es gesagt zu haben, keine Gewissensruhe finden, so soll der Beichtvater, wenn er moralisch gewiß ist, daß es sich hierum handelt, möglichst keusch fragen —" (S. 36)

Kann man sich zarter ausdrücken? Und Dinge, nach denen in der Beichte zu fragen der Jesuit schon für unklug und ärgniserregend hält, werden uns hier ohne den Schleier der fremden Sprache vorgeführt! Der „deutsche Theologe" würde der Sache einen viel größern Dienst leisten, wenn er einmal Anweisung gäbe, wie im Gegensatz zur jesuitischen Ethik die protestantische, d. h. die christliche Ethik derartige

gen zu behandeln hat, ohne die Idee der Ehe zu verletzen und doch thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragend. Das würde unsern rrern vielleicht sehr nützlich sein. Aber wenn das geschähe, so müßte reilich lateinisch geschehen, damit nicht Frauen, Mädchen und un- Jünglinge es für wenige Pfennige lesen können. Der „deutsche ologe" hat in seinem großen Idealismus die Frage sich gar nicht gelegt, ob die jesuitische Ethik nicht am Ende so verführerisch ist, der Erfolg seiner Broschüre ein ganz andrer sein könnte, als er nutet. Darum wünschen wir dringend, daß sie so wenig wie möglich Leuten gelesen werde, die sich nicht berufsmäßig mit so heiklen maten befassen müssen. G Krüger

(Flugschriften des Evangelischen Bundes) Die achte Reihe wird ch die Predigt des Dompredigers Faber und die Eröffnungsan-che des Grafen Wintzingerode eröffnet, die seiner Zeit in Speier alten wurden (30 Pfge.). Beide gingen aus von der geschichtlichen eutung Speiers. Faber knüpfte in höchst geistvoller Weise religiöse anken an. Wintzingerode gab einen klaren, besonnenen Ueberblick r die öffentliche Lage. In Heft 86 schildert Witte den Kampf er Zeit als einen Kampf zwischen Glauben und Aberglauben Pfge.). Er geht den Fragen auf den Grund. Eine umfängliche esenheit verbindet sich mit einem reifen Urteile. Das deutsche Reich die kirchliche Frage behandelt Leuschner in Heft 87 (20 Pfge.). ei Gedanken führt er durch: Die kirchliche Frage muß um des schen Reiches willen gelöst werden; die kirchliche Frage wird mit Kräften gelöst werden, die in der Reformation in unserm Volke ksam geworden sind. Nicht in das Bereich der Aufgaben, die sich der d gestellt hat, gehört die Heidenmission, deren Stand im Jahre 1892 rneck in Heft 88 erörtert (10 Pfge.). Was er giebt, ist ein der sischen Provinzialsynode im Oktober 1893 erstatteter mündlicher icht. Der Zentralvorstand des Bundes hat seine Drucklegung ge-ischt. Man kann ihm dafür nur dankbar sein. In Heft 89 setzt itbrecht „Angriff und Abwehr" fort, indem er ein Bild des npfes enthüllt, den im Elsaß die römische Kirche wider die evange-sche um die Mitte dieses Jahrhunderts geführt hat (20 Pfge.). In 90 (20 Pfge.) klärt er alle die auf, die da meinen, Rom erkenne evangelische Kirche als die „Schwesterkirche" an. Weitbrecht zitirt ner aus den Quellen. Dadurch werden diese Schriftchen besonders tvoll. Ein Kapitel aus der Geschichte des Jesuitenordens zeichnet dolin Hoffmann in Heft 91 (25 Pfge.), die Gründungen und den kerott Lavalettes, eines der „geschicktesten Handelsgenies," interessant lehrreich. In Heft 92 (20 Pfge.) beantwortet Wuttke die Frage: rum ist Roms Macht im letzten Jahrhundert gewachsen? Durch ehnung aller modernen Ideen, schlaue Benutzung aller günstigen ignisse, Heranbildung eines unbedingt gehorsamen Klerus u. s. w. mbel entwirft in Heft 93 eine Skizze „Der rechte evangelische eiter," kernige Worte, zum Zirkuliren bei Arbeitgebern und Arbeit-mern wohl geeignet. Hackenbergs in Bochum gehaltene Predigt t in Heft 94 vor (20 Pfge.). Sie fesselt und erbaut. Wintzingerodes ffnungsrede in Bochum (Heft 95, 15 Pfge.) ist auf den Ton gestimmt: e rein politischen Bewegungen sind geistig und sittlich unfruchtbar, n nicht ein Luftzug religiöser, folgerichtig auch sittlicher Erneuerung ei verspürt wird." Die weltüberwindende Kraft des evangelischen ubens preist Scholz in Heft 96 (25 Pfge.), in schöner Form eine le von festbegründeten Gedanken, eine treffliche Apologie des evan-schen Glaubens.

Mit dem von Leuschner in Bochum erstatteten Jahresbericht be-nt die neunte Reihe der Flugschriften. Er bestätigt, daß es mit dem nde vorwärts geht. Mit Gustav Adolf beschäftigen sich Heft 98 bis . Opel entwirft ein Charakterbild (40 Pfge.), Fey verteidigt ihn er die ultramontanen Verlästerungen (50 Pfge.). Eine umfassende die liefert in Heft 102 bis 105 (80 Pfge.) Friedrich Hummel: s giebt der evangelische Protestantismus den ihm zugehörigen Völkern heute vor den römisch-katholischen Völkern voraus? An der d reichen statistischen Materials wird bewiesen, daß die protestan-en Völker in Bezug auf Wissenschaft, Schule, Zivilisation, Sittlich-u. s. w. den römischen überlegen sind. Das Doppelheft 106 f. enthält „Kurze Widerlegung der Duhrschen Jesuitenfabeln" (40 Pfge.), aus Deutschen Merkur abgedruckt, wie versichert wird, „aus der Feder s der bedeutendsten Kenner der Jesuitenlitteratur." Unter dem chen der Umsturzvorlage steht Leuschner: Der Einfluß der römischen ie auf die deutsche Gesetzgebung (Heft 108, 15 Pfge.). Er erkennt ihm „eins der bedeutendsten Symptome der kirchenpolitischen uation," „den Versuch, im Wege des Gesetzes den Geist unsers Volkes unterjochen."

Eine reichbesetzte Tafel ist es, an die der Evangelische Bund in en Flugschriften uns führt. Sind auch die Gerichte nicht alle von cher Güte, so ist doch kein unschmackhaftes darunter. Ein Geschichte preußischen Kirchenpolitik im neunzehnten Jahrhundert sollte unter en Veröffentlichungen nicht fehlen. V W

(Nach fünfundzwanzig Jahren) Reiseeindrücke aus dem saß von einem Mitglied des englischen Unterhauses. aßburg, A. Bomhoff, 1895. 102 S. 1,50 Mk.

„Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Das ist eine alte bewährte hrheit, die auch für unsre Heimat, das Elsaß, gilt. Vielleicht wird aber einem Fremden, der es mit ihr ernst und gut meint, Gehör nken." Diese Worte setzt der Verfasser: Fritz Hoffet seinem Büch- voran. Wir erhalten Schilderungen von Mülhausen, Kolmar, aßburg, dann vom platten Lande, beruhend auf eindringendster Sach-ntnis, und lernen daraus, wie der eingeborne Elsasser die heutige Lage seines

Heimatlandes auffaßt; meist hören wir sonst nur Stimmen aus den Be-amtenkreisen, und darum ist diese Schrift um so willkommner. „Der Elsasser ist politisch müde. Er hat ja wie kein andrer Bewohner des Festlandes in den letzten Jahrhunderten unaufhörlich die eingreifend-sten Regierungswechsel durchgemacht. Bald gehörte er einem Königreich an, dann war er Republikaner, bald war sein Staatsoberhaupt ein Kaiser, und dann sollte er wieder ein Königreich von Gottes Gnaden anerkennen. Kaum hatte er sich gefreut, das konstitutionelle Königtum einführen zu können, so war er wieder Republikaner, um dann dem glänzendsten und erbärmlichsten Abenteurer, den Europa je gesehen, als Kaiser huldigen zu müssen. Jetzt erst ist er einem Reiche eingegliedert worden, an dessen festem Bestand er zu zweifeln keine Ursache hat. Als praktischer Mann sieht er ein, daß er einer ruhigern Zukunft entgegen-geht. Er nimmt daher gern teil an den Vorzügen, die ihm dieselbe bieten kann; er läßt sich allmählich in das Reich eingliedern, um dort auch sein Wort mitzusprechen. Aber als Mann der Erfahrung, der schon des Lebens Schicksalsschläge und Wechselfälle durchgemacht, ist ihm jedes Schwärmen und jede sentimentale Begeisterung zuwider. . . . Die Treue ist ihm eine Sache, die man nicht beim vollen Weinglase beschwört, die man nicht durch viele Worte ausdrückt. Sie liegt seiner Ansicht nach im Herzen und wird nur dem gegeben, von dem man weiß, daß er es redlich meint." (S. 100.)

Auch die konfessionellen Verhältnisse werden behandelt. Der Verfasser ist Herausgeber einer politischen Zeitung. „Die Heimat," die in Straßburg erscheint, bestimmt, das protestantische Element in der elsässischen Bevöl-kerung zu vertreten, dessen Interessen in der Zeit der Manteuffelschen Statthalterschaft in so unverantwortlicher Weise vernachlässigt worden waren. Dem protestantischen Element im Elsaß — es bildet ein Fünftel der Bevölkerung — Hilfe zu bringen gegenüber den Anmaßungen einer hochmütigen Kaplanspresse, die man so oft als die Stimme des Landes und seiner Bewohner hingestellt hat, ist der Verfasser redlich bemüht. Möge es ihm auch diesseits des Rheins an Unterstützung nicht fehlen; er verdient sie. Weil

(Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik) Freiburg i. B. und Leipzig, Mohrsche Verlagsbuchhandlung, 1895. 34 S. 75 Pfge.

Pfarrer Naumann hat in der Wochenschau der Hilfe vom 14. Juli dieses Jahres das vorgenannte Schriftchen, enthaltend die akademische Antrittsrede des den Lesern der Christlichen Welt wohlbekannten Pro-fessors Max Weber in Freiburg, „das Beste" genannt, „was uns die letzte Woche gebracht hat." Und mit Recht! Gerade wenn wir an die junge evangelisch-soziale Bewegung denken, so können wir für sie den Wert dieser Schrift gar nicht genug schätzen. Sie wird dort, wo man sie beherzigt, vor der so leicht vorhandnen Gefahr schützen, auch evan-gelisch-sozialistische Bestrebungen mit unfruchtbaren, utopischen und inter-nationalen Träumereien zu verquicken. Am ostelbischen Kampf des Deutschtums gegen das mächtig eindringende Polentum wird uns illustrirt, daß das letzte entscheidende Wort in Wirtschaftsfragen nicht in der Jagd nach allgemeinem Menschenglück gewonnen wird, sondern von dem nüch-ternen Standpunkt der nationalen Macht und Lebenskraft aus gesprochen werden muß. Die nationale Wirtschaftspolitik aber muß von einer ökonomisch aufstrebenden Klasse getragen werden. Hierfür eignet sich der Stand der preußischen Junker nicht mehr, da er den ökonomischen Todeskampf kämpft. Der deutschen Arbeiterklasse fehlt die politische Reife, und das städtische Bürgertum sehnt sich entweder nach einem Manne, der es vor Sozialdemokratie und Sozialreform schützt oder ist gänzlich in „politisches Spießbürgertum" versunken. Es bedarf darum vor allem einer in großem Stil angelegten politischen Erziehungsarbeit an unserm Volk, und so besteht keine ernstere Pflicht für uns, als daß ein jeder in seinem Kreise sich der Aufgabe bewußt ist: an der politischen Erziehung der Nation mitzuarbeiten. Dies ist auch das letzte Ziel der National-ökonomie. Kommen wir dieser Pflicht nach, dann werden wir zwar den Fluch nicht bannen, unter dem wir stehen: Nachgeborne zu sein einer politisch großen Zeit — aber wir werden vielleicht ein andres werden: Vorläufer einer größern Zeit. Möchte das treffliche Schriftchen in dieser Richtung unter uns segensreich wirken. Wenck

(Als wirklich gute Volksbücher) können die beiden Erzählungen von Konrad Fron: „Das Kräuterweible von Wimpfen" (3. Auflage, 1893, 1,75 Mk.) und „Der Rosenwirt von Wimpfen" (1893, 1,70 Mk.) gerühmt werden, beide bei Ungleich in Leipzig erschienen. Die erste Geschichte spielt zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, die andre am Ende des vorigen Jahrhunderts. Beide sind vortrefflich erzählt, knapp, lebendig, kräftig und voll Ernst und Tiefe. Sie erinnern an Casparis berühmtes Volksbuch „Der Schulmeister und sein Sohn," das bei dieser Gelegenheit auch einmal wieder in Erinnerung gebracht sein mag. Sie sind für gebildete wie für einfache Leute lesbar und besonders zu Ge-schenken für die reifere Jugend und zur Anschaffung in Schul- und Volksbibliotheken zu empfehlen. W B

(Berichtigung) In Nr. 41, Sp. 985, Z. 42 lies statt: Christen im öffentlichen Leben — Christus im öffentlichen Leben.

Quittung

Für Brotterode: 2 Mk. von L K, Groß-Eichen; 1 Mk. von L, daselbst.

Für die Pfarrerstochter und Lehrerswitwe in Kaschau in Ungarn: 10 Mk. von D R, Zittau; 5 Mk. von N N, Iserlohn; 3 Mk. von B, Künzelsau; je 2 Mk. von N N, Drochtersen und N N, Rudolstadt.

Für die Hungersnot in Ostafrika: 10 Mk. von L K, Groß-Eichen; je 1 Mk. von L, daselbst und N N, Rudolstadt.
Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 42 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Erklärung

Um über den Charakter des Evangelisch-sozialen Kongresses und über dessen Stellung zu den verschiednen Richtungen und Gruppen der christlich-sozialen Bewegung keinen Zweifel zu lassen, halte ich es im Hinblick auf die wiederholt zu Tage getretenen irrtümlichen Auffassungen der öffentlichen Blätter für geboten, als Vorsitzender des Kongresses mit einstimmiger Billigung des weitern Ausschusses Folgendes zu erklären:

1. Der Evangelisch-soziale Kongreß hält unentwegt an seinem wiederholt kundgegebnen Bestreben fest, die sozialen Zustände unsers Volkes vorurteilsfrei zu untersuchen, sie an dem Maßstabe der sittlichen und religiösen Forderungen des Evangeliums zu messen und diese selbst für das Wirtschaftsleben fruchtbarer und wirksamer zu machen als bisher.

2. Der Kongreß will seiner Organisation wie seinem Bestande nach weder eine Partei bilden noch einer solchen dienen, sondern nur eine Stätte freier Aussprache für alle sein, die seine Ziele billigen und das treue Festhalten an den großen geschichtlichen Erbgütern unsers Volkes als notwendige Voraussetzung für jede soziale Reformarbeit ansehen.

3. Die litterarische und persönliche Thätigkeit der einzelnen Teilnehmer ist eine vom Kongreß schlechthin unabhängige, doch hält dieser zuversichtlich an der Erwartung fest, daß sich alle mit ihm zu gemeinsamem Streben Verbundnen der oben bezeichneten Grenzen, innerhalb deren allein eine dauernde geistige Gemeinschaft möglich sein kann, bewußt bleiben.

4. Der Kongreß darf und wird daher auch in Zukunft seine Aufgabe nicht in einseitiger Vertretung der — wenn auch noch so berechtigten — Interessen einzelner Berufsklassen, sondern in der allseitigen Förderung des religiösen, sittlichen und sozialen Lebens des gesamten Volkes erblicken.

Berlin, den 6. Oktober 1895

Der Vorsitzende des Evangelisch-sozialen Kongresses
Nobbe

Bitte!

Eine **93jährige** Greisin, die einst in sehr guten Verhältnissen lebte, in rührender Opferwilligkeit aber alles für ihre Kinder dahingegeben hat in der Hoffnung, die wenigen ihr noch beschiednen Tage bei ihnen ohne Sorge zubringen zu können, ist durch das unverschuldete Unglück ihrer Kinder in die traurigste Lage geraten. Der letzte Rest des aus dem Zusammenbruch geretteten Vermögens ist für die Miete ausgegeben, sodaß sie für den Winter thatsächlich nicht weiß, wohin sie ihr Haupt legen soll. So lange sie selbst zu geben hatte, hat kein Hilfsbedürftiger vergeblich bei ihr Hilfe gesucht. Jetzt, wo sie selbst so dringend der Hilfe bedarf, mag sie niemand ihre trostlos traurige Lage offenbaren, und so bitte ich, der ich Kenntnis davon bekommen habe, ohne ihr Wissen für sie. Barmherzige und von Gott mit irdischen Gütern gesegnete Christen, die helfen wollen, den Lebensabend dieser lebensmüden Greisin sorgenlos zu gestalten, bis der barmherzige Gott selbst hilft, indem er ihr tägliches Gebet um die endliche Ruhe der Kinder Gottes erhört und dadurch all ihrer Sorge ein Ende macht, bitte ich herzlich um baldige Gaben der Liebe.

Crumbach bei Kassel, 30. September 1895 **Lotze**, Pfarrer

Cand., pro lic. conc., Hauslehrer gewesen, sucht gleiche Stelle. Näheres durch den Herausgeber dieses Blattes.

Pfarrers-Töchter und -Bräute

erhalten eine Ausbildung für die Diakonie (Krankenpflege, Kindergarten, Haushaltunterricht, Gesundheitspflege u. s. w.) unentgeltlich bezw. zum Selbstkostenpreise durch den Evangelischen Diakonieverein, Adr. **Prof. D. Zimmer, Herborn**, Bez. Wiesbaden. Grundgedanke: **„Die Pfarrfrau ist die geborne Gemeindediakonissin."**

Missionsbilder mit Versen für Kinder

Neu: H. 7. **Westindien**, 8. **Die Kols.**
Vorrätig 5—8. 100 Ex. = 4 Mk., portofr. Send. exkl. Nachnahme.
Bis zum **15. Dezember** Vorzugspr. 200 = 7,50 Mk., 350 = 12,50 Mk., 1000 = 32 Mk.

Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft
Berlin NO 43, Friedenstr. 9

Die glückliche Geburt eines gesunden Töchterchens beehren sich **statt jeder besondern Mitteilung** ergebenst anzuzeigen

Gummersbach (Rheinprovinz), den 6. Oktober 1895

Heinrich Rühle, Pfarrer
und Frau **Anna** geb. **Reusch**

Feingeb. Dame, ev. (Hannov.), 41 Jahre, sympathische Persönlichkeit, gesund u. thatkräftig, wünscht die Leitung u. Repräsentation eines feinbürgerl. städtischen Haushaltes bei einz. ält. Herrn, oder wenn die Hausfrau fehlt, zu übernehmen. Sehr gute Empfehl. zur Verfügung. Off. u. **G 400** durch die Expedition erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Soeben ist erschienen:

Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst

Gesammelte Aufsätze
von
Julius Meyer

Brosch. 5 Mk., in Halbfr. 7,50 Mk.

Die **Freude** der **Hausfrau!**
Ich versende als Specialität meine
Schl. Gebirgshalbleinen
74 cm breit für 13 M.,
80 cm breit für 14 M.,
meine
Schl. Gebirgsreinleinen
76 cm breit für 16 M.,
82 cm breit für 17 M.,
das Schock 33½ Meter bis zu den feinst. Qual.
Spec. Musterbuch von sämmtlich. Leinen-Artikeln, wie Bettzüchen, Inlette, Drell, Hand- u. Taschentücher, Tischtüch., Satin, Wallis, Piqué-Barchend etc. etc. franco.
J. GRUBER, Ober-Glogau i. Schl.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**

Theologisches Antiquariat

Kataloge kostenfrei
Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken
Hugo Rothers theol. Buchh. (**Martin Warneck**), **Berlin W 9, Linkstr. 4**

Die Hilfe

Zu beziehen für 50 Pfge. vierteljährlich durch Agenten, die von der Expedition: Frankfurt a. M., Obermainstraße 2, noch überall gesucht werden, oder durch die Post, Postzeitungs-Nr. **3175**, für 1 Mk. vierteljährlich. Probenummern kostenlos.

Nr. 42: Feindesliebe — Wochenschau — Arbeitgeber oder Arbeitvermittler? — Vom sozialdemokratischen Parteitag — Offener Brief an Herrn Oberbürgermeister Bender in Breslau — Die goldene Feder (Fortsetzung) — Hinan! Hindurch und Himmelan! — Allerlei: Kruppsche Wohlfahrtseinrichtungen; Schiller — Büchertisch — Briefkasten — Anzeigen

Praktisches Nachschlagebuch zum Auffinden von Liederversen:

Evangelische Lieder-Konkordanz

zum Gebrauch für jedes Gesangbuch
Von **P. G. Brock**
5 Mk., geb. 6 Mk.
Umfaßt in übersichtlichen Rubriken die Verse von 778 Liedern.
Unentbehrlich für jeden Geistlichen. — Prospekt gratis.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Soeben erschien:

Antiquariats-Katalog XXVI

Theologie und Verwandtes
Seltene und schöne Sachen
Auf Verlangen kostenfrei.
Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck), Berlin W. 9, Linkstr. 4.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig